



# Leseprobe

Scott Lynch

## Die Republik der Diebe Band 3 - Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



---

Seiten: 944

Erscheinungstermin: 14. April 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

Scott Lynch

# Die Republik der Diebe

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

*Für Jason McCray,  
einen Mann, der zu seiner Zeit  
viele Rollen gespielt hat*

## PROLOG

# Die Aufpasserin

### 1

Man verfrachte zehn Dutzend hungrige Waisenkinder, lauter Diebe, in ein feuchtkaltes Labyrinth aus Höhlen und Tunneln unter einem ehemaligen Friedhof, lasse sie von einem verkrüppelten alten Mann beaufsichtigen, und schon bald wird man feststellen, was für eine heikle Angelegenheit es ist, die Bande im Zaum zu halten.

Der Lehrherr der Diebe, der im Königreich der Waisen unter dem Hügel der Schatten im alten Camorr das Regiment führte, war noch nicht so gebrechlich, dass einer seiner schmutzigen kleinen Schützlinge eine Chance gehabt hätte, sich allein gegen ihn aufzulehnen. Nichtsdestotrotz war er sich bewusst, welche Gefahr von den zupackenden Händen und wölfischen Instinkten einer sich zusammenrottenden Gruppe ausgehen konnte – einer Bande, die er im Zuge ihrer Ausbildung dazu brachte, mit jedem Tag noch ein bisschen verwegener zu werden. Die Fassade von Ordnung und Disziplin, von der sein Leben abhing, war bestenfalls so stabil wie nasses Papier.

Natürlich konnte allein seine Gegenwart in einem gewissen Radius für absoluten Gehorsam sorgen. Wo immer er seine Stimme erhob und irgendein Fehlverhalten aufdeckte, waren seine Waisen lammfromm. Aber um seine zerlumpte Truppe

auch dann noch in Schach zu halten, wenn er betrunken war oder schlief oder in geschäftlichen Angelegenheiten durch die Stadt humpelte, musste er sie dazu bringen, dass sie eifrig an ihrer eigenen Unterjochung mitwirkte.

Aus den größten, ältesten Jungen und Mädchen im Hügel der Schatten formte er so etwas wie eine Ehrengarde, gewährte ihnen unerhebliche Privilegien und zollte ihnen gelegentlich andeutungsweise Respekt. Doch hauptsächlich sorgte er dafür, dass jedes dieser Kinder in ständiger Todesangst vor ihm lebte. Jedwedes Versagen zog Schmerzen oder die Androhung von Schmerzen nach sich, und wer sich ihm ernsthaft widersetzte, verschwand ganz einfach, und keiner gab sich der Illusion hin, dass diese Kinder es nun einfach irgendwo anders besser hatten.

Auch stellte er sicher, dass die wenigen Auserwählten, die vor ihm zitterten, keine andere Möglichkeit hatten, ihre Frustrationen abzureagieren, als sie an der Gruppe der nächstjüngeren und nächstschwächeren Kinder auszulassen und sie damit in gleicher Weise einzuschüchtern. Diese wiederum tyrannisierten all jene Opfer, die in der Hackordnung gleich unter ihnen standen. Stufenweise wurde das Elend weitergegeben, und auf diese Weise reichte der starke Arm des Lehrherrn der Diebe bis an den Rand seiner Gemeinschaft aus Waisen, die sich aus den Hilflosesten und Duldsamsten zusammensetzte.

An und für sich war es ein bewundernswertes System. Natürlich nur, wenn man nicht selbst diesem Rand der Gesellschaft angehörte, dieser Gruppe aus kleinen, exzentrischen und freundlosen Kindern. Das Leben, das sie im Hügel der Schatten führten, war wie ein täglicher, stündlicher Tritt ins Gesicht.

Locke Lamora war fünf oder sechs oder sieben Jahre alt. Niemand wusste es mit Bestimmtheit, und es interessierte auch keinen. Er war ungewöhnlich klein, unbestreitbar exzentrisch und hatte keine Freunde. Selbst wenn er inmitten einer großen, stinkenden Menge von Waisen umherschlurfte, einer unter Dutzenden, war er allein, und das wusste er verdammt gut.

Zusammenkunft. Jedes Mal eine schlimme Zeit unter dem Hügel. Der wogende Strom von Waisenkindern umgab Locke wie ein ihm fremder Wald, und überall lauerten verdeckte Gefahren.

Die erste Regel, um in dieser Situation zu überleben, lautete, dass man vermeiden musste, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Während die murmelnde Armee aus Waisen auf das große Gewölbe im Zentrum des Hügels der Schatten zustrebte, wohin der Lehrherr der Diebe sie bestellt hatte, schielte Locke verstohlen nach links und rechts. Es kam darauf an, die berüchtigten Rüpel aus sicherer Distanz zu entdecken, ohne dass es zu einem direkten Blickkontakt kam (denn das war der größte aller Fehler, und es gab nichts Schlimmeres), und sich dann möglichst beiläufig so zu positionieren, dass sich harmlose Kinder zwischen einem selbst und jeder Bedrohung befanden, bis die Gefahr vorbei war.

Die zweite Regel lautete, sich alles gefallen zu lassen, wenn die erste Regel versagte, was sehr häufig passierte.

Hinter ihm teilte sich die Schar. Wie alle Beutetiere, so besaß auch Locke einen feinen Instinkt für herannahendes Unheil. Ihm blieb genügend Zeit, um vorbeugend zurückzuzucken, und dann kam auch schon der Schlag, ein kurzer, heftiger Hieb direkt zwischen die Schulterblätter. Locke knallte gegen die Tunnelwand und schaffte es kaum, auf den Füßen zu bleiben.

Auf den Schlag folgte ein vertrautes Lachen. Es war Gregor Foss, ein paar Jahre älter und mindestens sechs Kilo schwerer als er. Gegen ihn hätte Locke sich genauso wenig wehren können wie gegen den Herzog von Camorr.

»Bei den Göttern, Lamora, was bist du doch für ein schwaches und tolpatschiges kleines Arschloch.« Gregor drückte seine Hand gegen Lockes Hinterkopf und schob ihn vorwärts, wobei Lockes Gesicht an der Tunnelwand aus feuchter Erde entlangschrammte, bis er mit der Stirn schmerzhaft gegen einen der

alten, hölzernen Stützbalken prallte. »Kannst nicht mal aus eigener Kraft auf den Beinen stehen. Verdammt noch mal, wenn du versuchen würdest, eine Kakerlake in den Arsch zu ficken, würde sie dich umdrehen und es stattdessen mit dir treiben.«

Alle in der Nähe lachten. Ein paar, weil sie sich wirklich amüsierten, der Rest aus Angst, dabei erwischt zu werden, dass sie es nicht taten. Innerlich kochend, aber schweigend stolperte Locke weiter, als sei es völlig normal, ein mit Dreck verschmiertes Gesicht und eine schmerzende Beule an der Stirn zu haben. Gregor versetzte ihm noch einen Schubs, dieses Mal jedoch ohne großen Kraftaufwand, dann schnaubte er durch die Nase und pflügte durch die Menge nach vorn.

Sich totstellen. So tun, als mache es einem nichts aus. Das war der richtige Weg, um zu erreichen, dass ein paar Augenblicke der Demütigung sich nicht zu stunden- oder gar tagelangen Qualen auswuchsen; dass es bei blauen Flecken blieb und man sich keine Knochenbrüche oder gar Schlimmeres zuzog.

Der Strom der Waisen wälzte sich vorwärts zu einer der seltenen großen Versammlungen, an der fast alle Hügelbewohner teilnahmen, und die Luft in der Haupthöhle war schon jetzt muffiger und verbrauchter als üblich. Der Lehrherr der Diebe saß auf seinem Stuhl mit der hohen Rückenlehne. Über der Masse der Kinder war sein Kopf kaum zu sehen, und seine ältesten Untertanen bahnten sich einen Weg durch die Menge, um ihre gewohnten Plätze in seiner Nähe einzunehmen. Locke presste sich gegen eine der hinteren Wände und bemühte sich, nicht aufzufallen. Dort, mit dem tröstlichen Gefühl, dass sein Rücken gedeckt war, betastete er seine Stirn und gestattete es sich, kurz einen Flunsch zu ziehen. Seine Finger waren glitschig von Blut, als er sie zurückzog.

Wenig später verebbte der Fluss der hereinströmenden Kinder, und der Lehrherr der Diebe räusperte sich.

Es war ein Tag der Buße im siebenundsiebzigsten Jahr von Sendovani, ein Tag, an dem Hinrichtungen durch Erhängen

stattfanden. Und draußen, außerhalb der düsteren Höhlen im Hügel der Schatten, knüpften die Henker des Herzogs von Camorr unter dem strahlenden Frühlingshimmel Schlingen.

### 3

»Es ist eine betrübliche Angelegenheit«, begann der Lehrherr der Diebe. »Wirklich betrüblich. Dass einige unserer eigenen Brüder und Schwestern in die unbarmherzigen Hände der herzoglichen Justiz gefallen sind. Es ist verdammt bedauerlich, dass sie so dämlich waren, sich schnappen zu lassen! Den Göttern sei's geklagt. Und dabei habe ich mir immer große Mühe gegeben, euch einzuschärfen, meine Lieben, dass wir einem heiklen Gewerbe nachgehen, das von den Leuten, an denen wir es ausüben, ganz und gar nicht geschätzt wird.«

Locke wischte sich den Schmutz vom Gesicht. Wahrscheinlich beförderte der Ärmel seiner Tunika noch mehr Dreck auf die Haut, als ohnehin schon daran klebte, aber allein das Ritual, sich zu säubern, wirkte beruhigend. Während Locke sich um sich selbst kümmerte, sprach der Herr des Hügels weiter.

»Ein trauriger Tag, meine Lieben, eine wahrhafte Tragödie. Aber wenn die Milch erst einmal sauer ist, kann man sich zumindest schon auf den Käse freuen, hmm? Oh ja! Die Gelegenheit ist günstig! Da draußen herrscht ein für diese Jahreszeit ungewöhnlich schönes Wetter, um Menschen aufzuhängen. Das bedeutet massenhaft Schaulustige mit Geld zum Ausgeben, prall gefüllten Geldkatzen. Und die Blicke dieser Leute werden sich auf das *Spektakel* richten, nicht wahr?«

Mit zwei gekrümmten Fingern (sie waren vor langer Zeit gebrochen und schlecht verheilt) ahmte er einen Mann nach, der von einer Kante ins Leere tritt und nach vorn stürzt. Am Ende des Sturzes zappelten die Finger hektisch, und ein paar der



älteren Kinder kicherten. Jemand in der Mitte der Armee aus Waisen schluchzte, aber der Lehrherr der Diebe achtete nicht darauf.

»Ihr alle werdet rausgehen und in Gruppen die Hinrichtungen beobachten«, verkündete er. »Es soll dazu dienen, Furcht in eure Herzen zu pflanzen, meine Lieben! Unvorsichtigkeit, Ungeschicklichkeit, Mangel an Selbstvertrauen – heute werdet ihr die einzig mögliche Konsequenz sehen. Um das Leben zu führen, für das die Götter euch bestimmt haben, müsst ihr überlegt abgreifen und dann weglaufen. Ihr müsst rennen wie die Höllenhunde, die einem Sünder auf der Spur sind! Auf diese Weise entgehen wir der Henkersschlinge. Heute werdet ihr ein letztes Mal ein paar Freunde sehen, denen dies nicht gelungen ist. Und bevor ihr zurückkommt«, fuhr er mit gesenkter Stimme fort, »wird jeder Einzelne von euch es besser machen. Jeder bringt etwas mit, eine Münze oder ein Schmuckstück. Wer mit leeren Händen dasteht, geht beim Abendessen leer aus.«

»Mut dat sein?«

Die Stimme klang wie ein verzweifertes Jammern. Locke erkannte sie als die von Tam, einem Neuzugang, dem kleinsten Licht unter den dürftigsten Ablenkern, der kaum begonnen hatte, das Leben im Hügel der Schatten zu verstehen. Er musste auch derjenige gewesen sein, der angefangen hatte zu schluchzen.

»Tam, mein Lämmchen, du *mut* gar nichts«, säuselte der Lehrherr der Diebe mit einer Stimme wie verschimmelter Samt. Er streckte die Arme aus und ging durch die Schar von Waisen, teilte die Menge wie schmutzige Weizenhalme, bis seine Hand auf Tams kahlgeschorenem Schädel zu ruhen kam. »Aber wenn du nicht arbeitest, gilt dasselbe für mich, nicht wahr? Selbstverständlich brauchst du dich an dieser großartigen Exkursion nicht zu beteiligen. Zum Abendessen erwartet dich dann ein unbegrenzter Vorrat an kalter Friedhofserde.«

»Aber ... kann ich nich' vielleicht was anderes tun?«

»Nun, du könntest mein gutes silbernes Teeservice polieren, falls ich eines hätte.« Der Lehrherr der Diebe kniete nieder und verschwand kurz aus Lockes Blickfeld. »Tam, das ist die Arbeit, die ich zu vergeben habe, und deshalb wirst du sie machen, ist das klar? Bist ein braver Junge. Ein starker Junge. Warum laufen dir dann diese kleinen Rinnsale aus den Augen? Weil es diese Hinrichtungen geben wird?«

»Sie ... sie war'n unsere Freunde.«

»Das bedeutet nur ...«

»Tam, du kleiner Pisslappen, stopf dir dein Geplärr in deinen albernen Arsch!«

Der Lehrherr der Diebe wirbelte herum, und eine schallende Ohrfeige brachte den Zwischenrufer aus dem Gleichgewicht. Die dicht gedrängte Menge der Waisen geriet in Bewegung, als der Geschlagene rückwärtstaumelte und durch Knüffe seiner kichernden Freunde wieder auf die Beine gestellt wurde. Locke konnte ein Grinsen nicht unterdrücken. Ihm wurde jedes Mal ganz warm ums Herz, wenn er sah, wie einer der älteren Rüpelschikaniert wurde.

»Veslin«, sagte der Lehrherr der Diebe mit gefährlicher Munterkeit, »magst du es, wenn man dich unterbricht?«

»N-nein ... nein, Sir.«

»Ich freue mich, dass wir beide zu diesem Thema einer Meinung sind.«

»Ja ... natürlich. Ich bitte um Entschuldigung, Sir.«

Der Lehrherr der Diebe wandte sich wieder Tam zu, und sein Lächeln, das noch einen Moment zuvor verschwunden war wie Dampf im Sonnenlicht, kehrte schlagartig zurück.

»Wie ich bereits sagte, als ich über unsere Freunde sprach – unsere bedauernswerten Freunde: Es ist eine Schande. Aber beschern sie uns nicht ein prächtiges Schauspiel, wenn sie baumeln? Locken sie nicht ein Publikum an, das sich uns anbietet wie eine reife Pflaume, die darauf wartet, gepflückt zu werden? Was für eine Sorte Freunde wären wir, wenn wir eine so günstige

Gelegenheit ungenutzt verstreichen lassen? Gute Freunde? Tapfere Freunde?»

»Nein, Sir«, murmelte Tam.

»In der Tat. Wir wären weder gut noch tapfer. Und deshalb werden wir die Chance ergreifen, richtig? Und wir werden ihnen Ehre erweisen, indem wir nicht weggucken, wenn sie hinunterfallen, klar?«

»Wenn ... wenn Sie das sagen, Sir.«

»Jawohl, das sage ich.« Der Lehrherr tätschelte flüchtig Tams Schulter. »Geh mit. Um zwölf Uhr mittags beginnen die Hinrichtungen. Die Meister des Stricks sind die einzigen Menschen in dieser verdammten Stadt, die pünktlich sind. Wenn ihr eure Posten zu spät bezieht, müsst ihr zehnmal so schwer arbeiten, das verspreche ich euch. Aufpasser! Ruft eure Ablenker und Abgreifer zu euch. Haltet unsere Brüder und Schwestern, die noch nicht lange dabei sind, an der kurzen Leine.«

Während sich die Waisen zerstreuten und die älteren Kinder die Namen der ihnen zugeteilten Partner und Untergebenen riefen, schlefte der Lehrherr der Diebe Veslin zu einer der Erdwände der Höhle, um sich ihn dort unter vier Augen vorzuknöpfen.

Locke kicherte und fragte sich, wer bei dem heutigen Abenteuer sein Partner sein würde. Außerhalb des Hügels konnte er sich als Taschendieb betätigen, Betrügereien aushecken, dreiste Diebstähle begehen. Obwohl er wusste, dass seine schiere Begeisterung für das Stehlen mit dazu beigetragen hatte, ihn zu einer Kuriosität und einem Außenseiter zu machen, konnte er sich in dieser Hinsicht genauso wenig beherrschen, wie er sich auf dem Rücken Flügel wachsen lassen konnte.

Dieses erbärmliche, von Schikanen geprägte Dasein im Hügel der Schatten war bloß etwas, was er zwischen den herrlichen Momenten erdulden musste, wenn er draußen bei der Arbeit war, wenn er mit wild pochendem Herzen rannte, was das Zeug hielt, um sich in Sicherheit zu bringen, in den Händen wertvolle

Dinge, die ihm nicht gehörten. Im Laufe seiner fünf oder sechs oder sieben Jahre hatte er gelernt, dass es nichts Schöneres auf der Welt gab, als andere Menschen zu bestehen, und dies die einzige wirkliche Freiheit war, die er hatte.

#### 4

»Denkst du, du bist ein besserer Anführer als ich, Junge?« Seine verkrüppelten Hände schwächten den Griff des Lehrherrn der Diebe zwar, aber er hatte immer noch die Arme eines ausgewachsenen Mannes und drückte Veslin gegen die Erdwand wie ein Zimmermann, der eine Verzierung annageln will. »Denkst du, ich benötige deinen weisen Ratschlag, wenn ich etwas sage?«

»Nein, Euer Ehren! Vergeben Sie mir!«

»Veslin, mein Schmuckstück, habe ich dir nicht immer vergeben?« Mit einer scheinbar lässigen Geste schlug der Lehrherr der Diebe die eine Seite seines fadenscheinigen Rocks zurück und entblößte den Griff des Fleischerbeils, das ständig an seinem Gürtel hing. Die Klinge schimmerte schwach vor dem dunklen Hintergrund. »Ich vergebe. Ich ermahne. Fühlst du dich ermahnt, Junge? *Ernsthaft* ermahnt?«

»In der Tat, Sir, jawohl. Bitte ...«

»Wunderbar.« Der Lehrherr der Diebe ließ Veslin los, und der Rock verdeckte wieder seine Waffe. »Dann hat die Angelegenheit für uns beide ja einen glücklichen Ausgang genommen.«

»Danke, Sir. Es tut mir leid. Es ist nur ... Tam jault schon den ganzen bei allen Göttern verdammten Morgen lang. Er hat noch nie gesehen, wie jemand gehängt wird.«

»Irgendwann einmal war das für uns alle neu«, seufzte der Lehrherr der Diebe. »Lass den Jungen flennen, solange er nur eine Geldbörse klaut. Und wenn er es nicht schafft, nun, Hunger

ist ein tüchtiger Ausbilder. Trotzdem werde ich ihn zusammen mit ein paar anderen Problemkindern in eine Gruppe stecken, die einer speziellen Aufsicht bedarf.«

»Problemkindern?«

»Eines davon ist Tam, wegen seiner Zimperlichkeit. Das andere ist der Zahnlose.«

»Bei allen Göttern«, staunte Veslin.

»Ja, ja, dieser hirnlose kleine Idiot ist so dämlich, dass er nicht mal in seine eigenen Hände scheißen könnte, wenn man sie an seinem Arschloch festnähen würde. Nichtsdestotrotz kommt er in diese Gruppe. Und Tam. Und dann noch einer.«

Der Lehrherr der Diebe warf einen bedeutungsschweren Blick in eine der hinteren Ecken, wo ein mürrischer kleiner Junge an der Wand lehnte, die Arme vor der Brust verschränkt, und beobachtete, wie andere Waisen in Teams eingeteilt wurden.

»Lamora«, flüsterte Veslin.

»Spezielle Aufsicht.« Der Lehrherr der Diebe kaute nervös an den Nägeln seiner linken Hand. »Mit dem da lässt sich gutes Geld machen, wenn jemand da ist, der darauf achtet, dass er nicht unvorsichtig wird und über die Stränge schlägt.«

»Um ein Haar hätte er die halbe verdammte Stadt den Flammen geopfert, Sir.«

»Nur den Bezirk Pott, den wahrscheinlich keiner vermisst hätte. Dafür wurde er schwer bestraft, und die Strafe hat er, ohne mit der Wimper zu zucken, eingesteckt. Ich betrachte diese Angelegenheit als abgeschlossen. Was er braucht, ist jemand Vernünftigen, der ihn in Schach hält.«

Veslin konnte seinen Ausdruck von Abscheu nicht unterdrücken, und der Lehrherr der Diebe grinste.

»Ich meine nicht dich, Junge. Ich schicke dich und dein kleines Äffchen Gregor als Einsatzkommando los, um für eventuelle Ablenkungsmanöver zu sorgen. Wenn jemand Mist baut, springt ihr für ihn ein. Und falls jemand geschnappt wird, kommt ihr auf schnellstem Weg zu mir zurück.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, Sir, sehr dankbar.«

»Dazu hast du auch allen Grund. Der flennende Tam ... der schwachsinnige Zahnlose ... und ein Teufel in Kniehosen, direkt aus der Hölle. Um diese Crew zu beaufsichtigen, brauche ich ein helles Köpfchen. Lauf los, und weck mir jemanden aus der Fenster-Bande auf.«

»Oh.« Veslin biss sich in die Wange. Die Fenster-Crew, die so genannt wurde, weil ihre Mitglieder darauf spezialisiert waren, als traditionelle Fassadenkletterer und Einbrecher zu agieren, bildeten die wahre Elite der Waisen im Hügel der Schatten. Von den meisten Haushaltsarbeiten waren sie befreit. Sie arbeiteten für gewöhnlich im Dunkeln und durften bis weit in den Nachmittag schlafen. »Das wird ihnen aber nicht gefallen.«

»Es interessiert mich einen Scheißdreck, ob es ihnen gefällt oder nicht. Heute Nacht haben sie ohnehin keinen Job. Bring mir jemanden, der echt was auf dem Kasten hat.« Der Lehrherr der Diebe spuckte einen abgeknabberten, schmutzigen, halbmond förmigen Splitter von einem Fingernagel aus. »Verdammt noch mal, bring Sabetha zu mir.«

## 5

»Lamora!«

Endlich wurde er aufgerufen, und sogar vom Lehrherrn der Diebe höchstselbst. Misstrauisch tapste Locke über den Boden aus festgestampfter Erde zu dem auf seinem Thron sitzenden Herrscher des Hügels, der einem größeren Kind, das Locke den Rücken zuehrte, etwas ins Ohr flüsterte.

Vor dem Lehrherrn der Diebe warteten bereits zwei weitere Jungen. Einer war Tam. Der andere war der Zahnlose, ein erbarmungswürdiger Dussel, dessen Spitzname daher rührte, dass andere Kinder ihm nach und nach die Zähne ausgeschlagen

hatten. Ein mulmiges Gefühl machte sich in Lockes Magen-  
grube breit.

»Das wär's dann also«, sagte der Lehrherr der Diebe. »Drei  
mutige und tüchtige junge Burschen. Ihr werdet in einem Son-  
derkommando arbeiten, unter besonderer Aufsicht. Das ist eure  
Aufpasserin.«

Das größere Kind drehte sich um.

Sie war schmutzig, wie alle von ihnen, und obwohl es in dem  
bleichen, silbrigen Licht der alchemischen Laternen in der Höhle  
schwer einzuschätzen war, sah sie ein bisschen müde aus. Sie trug  
abgewetzte braune Kniehosen, eine lange, ausgebeulte Tunika,  
die irgendwann einmal weiß gewesen war, und über einem straff  
gebundenen Kopftuch eine flache Lederkappe, sodass keine  
Strähne ihres Haars zu sehen war.

Und dennoch handelte es sich unbestreitbar um eine *Sie*. Zum  
ersten Mal in Lockes Leben erwachte irgendein unausgereifter,  
kreatürlicher Sinn aus seinem Schlummer und machte ihn vage  
auf diese Tatsache aufmerksam. Der Hügel war voller Mäd-  
chen, doch noch nie zuvor hatte sich Locke über eine von ihnen  
Gedanken gemacht. Er holte tief Luft und spürte ein nervöses  
Kribbeln in seinen Fingerspitzen.

Sie war mindestens ein Jahr älter und einen guten halben Fuß  
größer als er, und trotz ihrer Müdigkeit besaß sie diese unge-  
künstelte, natürliche Selbstsicherheit, mit der gewisse Mädchen  
Knaben das Gefühl vermittelten, sie seien mit einem Insekt unter  
einem Stiefelabsatz vergleichbar. Aufgrund seiner mangelnden  
Eloquenz und Erfahrung allerdings fielen Locke auch nicht an-  
nähernd die richtigen Begriffe ein, um die Situation zu erfassen.  
Er wusste nur, dass er in ihrer Nähe, nach all den Mädchen, die  
er im Hügel der Schatten gesehen hatte, von etwas Mysteriösem  
berührt wurde, das viel stärker war als er selbst.

Am liebsten wäre er auf und ab gehüpft. Oder hätte sich  
übergeben.

Auf einmal ärgerte er sich, weil Tam und der Zahnlose anwe-

send waren, ärgerte sich über die Bedeutung des Wortes »Aufpasserin« und brannte darauf, etwas zu tun, was auch immer es sein mochte, was diesem Mädchen imponierte.

Seine Wangen brannten bei der Vorstellung, wie die Beule auf seiner Stirn aussehen musste und dass seine Teamgefährten zwei nutzlose, flennende Tölpel waren.

»Sie heißt Beth«, stellte der Lehrherr der Diebe das Mädchen vor, »und heute führt sie über euch die Aufsicht, Jungs. Was sie sagt, hat dieselbe Gültigkeit, als wenn es von mir käme. Also habt ihr zu gehorchen. Wichtig sind ruhige Hände und ein kühler Kopf. Keine Nachlässigkeiten und keine Kapriolen, bei allen Göttern! Dass ihr mir bloß keinen *Ehrgeiz* entwickelt, das wäre das Letzte, was uns noch gefehlt hat.« Der frostige Blick, mit dem der Lehrherr der Diebe bei diesem Satz Locke musterte, war unübersehbar.

»Vielen Dank, Sir«, sagte Beth und wirkte dabei keine Spur dankbar. Sie schubste Tam und den Zahnlosen in Richtung eines der Ausgänge aus der Höhle. »Ihr zwei wartet am Eingang. Ich muss noch ein persönliches Wort mit eurem Freund hier reden.«

Locke erschrak. Sie wollte mit ihm reden? Hatte sie erraten, dass er sich mit Abgreifen und Ablenken auskannte, dass er nicht so war wie die beiden anderen? Beth blickte sich um, dann legte sie ihre Hände auf seine Schultern und kniete sich hin. Irgendein überreiztes Tier in Lockes Eingeweiden schlug Purzelbäume, als sie ihm in die Augen sah. Seine eherne Regel, jedweden Blickkontakt zu vermeiden, wurde nicht nur gebrochen, sonder verschwand völlig aus seinem Gedächtnis.

Dann geschahen zwei Dinge.

Erstens verliebte er sich – obwohl es noch Jahre dauern sollte, bis er wusste, wie man dieses Gefühl nannte und wie gründlich es sein Leben durcheinanderbringen würde.

Zweitens sprach *sie* ihn zum ersten Mal direkt an, und an ihre Worte sollte er sich selbst dann noch mit einer herzerreißenden Klarheit erinnern, als die anderen Ereignisse dieser Zeit in



seinem Gedächtnis längst zu einem Nebel aus Halbwahrheiten verblasst waren.

»Du bist der Lamora-Junge, richtig?«

Er nickte eifrig.

»Nun, dann pass mal gut auf, du kleiner Scheißer. Ich habe alles über dich gehört, also halt bloß die Klappe, und steck deine vorwitzigen Finger in die Taschen. Ich schwöre bei allen Göttern, wenn du mir auch nur den geringsten Ärger machst, dann schmeiße ich dich von einer Brücke, und es wird aussehen wie ein verdammter *Unfall*.«

## 6

Es war ein unschönes Gefühl, sich plötzlich vorzukommen, als wäre man nur einen halben Zoll groß.

Benommen folgte Locke Beth, Tam und dem Zahnlosen aus der Düsternis, die in den Höhlen des Hügels der Schatten herrschte, hinaus in den vormittäglichen Sonnenschein. Seine Augen brannten, und das Tageslicht war nur zum Teil daran schuld. Was hatte er verbrochen (und wer hatte ihr davon erzählt?), womit er sich die Verachtung ausgerechnet der Person zugezogen hatte, die er nun mehr beeindrucken wollte als jeden anderen Menschen auf der Welt?

Während er darüber nachgrübelte, nahm er seine Umgebung nervös in Augenschein. Hier draußen im Freien, wo alles einem ständigen Wandel unterlag, gab es so viel zu sehen, so viel zu hören. Allmählich regten sich seine Überlebensinstinkte. Im Hinterkopf kreisten seine Gedanken um Beth, doch er zwang sich dazu, sich mit der derzeitigen Situation vertraut zu machen.

Heute war Camorr hell, betriebsam und machte das Beste daraus, dass die schweren, grauen Regengüsse des Frühlings endlich aufgehört hatten. Fenster wurden aufgerissen. Die

wohlhabenderen Leute hatten ihre Mäntel und Kapuzen aus Ölzeug gegen sommerliche Kleidung getauscht. Die Armen behielten dieselben stinkenden Klamotten an, die sie zu jeder Jahreszeit trugen. Wie die Kinder, die im Hügel der Schatten hausten, mussten sie ihre Sachen am Leib tragen, denn andernfalls riskierten sie, dass sie von Lumpensammlern aufgelesen wurden.

Als die vier Waisen die Kanalbrücke überquerten, die vom Hügel der Schatten zum Pott führte (Locke war stolz und verwundert zugleich, dass der Lehrherr der Diebe überzeugt war, er hätte durch einen seiner kleinen Tricks diesen Bezirk *komplett* dem Feuer übergeben können), entdeckte Locke mindestens drei Boote von Leichenfischern, die mithilfe von Haken aufgedunsene Leichname unter Landungsbrücken und Anlegern hervorzo-gen, die sich zwischen den Stützfeilern verfangen hatten. Bei kühlem, regnerischem Wetter blieben die Toten manchmal tagelang im Wasser liegen.

Beth führte die drei Jungen auf Schleichwegen durch den Pott, Steintreppen hinauf und über wackelige hölzerne Fußgängerbrücken. Sie mied die engsten und winkeligsten Gassen, in denen Betrunkene, streunende Hunde und verstecktere Gefahren ihnen mit Sicherheit auflauerten. Tam und Locke blieben dicht hinter ihr, aber der Zahnlose machte ständig irgendwelche Abstecher oder trödelte hinterher. Als sie den Pott verließen und auf die zugewucherten Gartenwege des Mara Camorrazza zusteuerten, dem uralten Spaziergängerpark der Stadt, packte Beth den Zahnlosen folglich am Kragen und zerrte ihn neben sich her.

»Du verdammtes Spatzenhirn«, schimpfte sie. »Bleib endlich bei mir und hör mit diesem Scheiß auf.«

»Ich mach kein Scheiß«, murmelte der Zahnlose.

»Willst du Mist bauen und heute Abend nichts zu essen kriegen? Willst du irgendeinem brutalen Rüpel wie Veslin einen Vorwand liefern, dir auch noch die letzten Zähne auszuschlagen?«

»Neeeeeeee.« Der Zahnlose dehnte das Wort mit einem gelangweilten Gähnen in die Länge, blickte um sich, als nähme er seine Umwelt zum ersten Mal wahr, dann riss er sich von Beth los. »Ich will deinen Hut tragen«, trötete er und zeigte auf ihre lederne Kappe.

Locke schluckte krampfhaft. Er hatte schon früher miterlebt, wie der Zahnlose diese jähen, unvernünftigen Anwandlungen bekam. Irgendwie war der Junge nicht ganz richtig im Kopf. Er musste oft dafür büßen, wenn er im Hügel die Aufmerksamkeit auf sich zog, denn wer dort auffiel, ohne sich wehren zu können, hatte nichts zu lachen.

»Das geht nicht«, erwiderte Beth. »Und jetzt sei still.«

»Ich will ihn haben. Ich will ihn haben!« Der Zahnlose stampfte tatsächlich mit den Füßen auf und ballte die Fäuste. »Ich verspreche dir, ich mach keinen Scheiß. Aber gib mir deinen Hut!«

»Führ dich nicht so auf! Sonst kannst du was erleben!«

Der Zahnlose reagierte, indem er sich auf Beth stürzte und ihr die Lederkappe vom Kopf riss. Er zerrte so heftig daran, dass auch ihr Kopftuch mitgezogen wurde, und eine strubbelige Mähne aus rötlich braunen Locken fiel auf ihre Schultern. Locke klappte die Kinnlade herunter.

Dieses offen getragene Haar im Sonnenlicht zu sehen kam ihm so unfassbar schön, so *richtig* vor, dass er einen Moment lang vergaß, dass er der Einzige war, der sich daran ergötzte, und der Vorfall ihrem eigentlichen Auftrag alles andere als dienlich sein würde. Während Locke das Haar anstarrte, bemerkte er, dass im Grunde nur der untere Teil braun war. Die Locken über den Ohren waren von einem Rostrot. Das Haar war einmal gefärbt worden und seitdem in der natürlichen Farbe nachgewachsen.

Nachdem Beth sich von ihrem ersten Schreck erholt hatte, reagierte sie sogar noch schneller als der Zahnlose, und bevor er mit der Kappe irgendetwas anstellen konnte, hielt sie sie wieder

in Händen. Dann versetzte sie ihm mit der Lederkappe einen brutalen Schlag ins Gesicht.

»Au!«

Sie war noch nicht mit ihm fertig und schlug ein zweites Mal zu. Er zuckte zurück. Locke gewann seine Fassung wieder und setzte die teilnahmslose Miene auf, mit der sich die Kinder im Hügel schützten, wenn jemand in ihrer Nähe verprügelt wurde.

»Aufhören! Aufhören!«, schluchzte der Zahnlose.

»Wenn du diese Kappe auch nur noch *ein einziges Mal* anfasst«, zischte Beth, packte ihn beim Kragen und schüttelte ihn, »dann bringe ich dich auf der Stelle um, das schwöre ich bei Aza Guilla, die sich der Toten annimmt. Du *blödes* kleines Arschloch!«

»Ich will das nie wieder tun! Ich will das nie wieder tun!«

Sie funkelte ihn wütend an, ließ ihn los, und mit wenigen geschickten Handgriffen versteckte sie ihre roten Locken wieder unter dem straff gebundenen Kopftuch. Als sie die Lederkappe, die das Tuch festhielt, darüberstülpte, verspürte Locke ein Gefühl der Enttäuschung.

»Du hast Glück, dass es außer euch keiner gesehen hat«, sagte Beth und schubste den Zahnlosen vorwärts. »Bei der Liebe der Götter, du kleiner Idiot, hast du ein Glück, dass wir unter uns waren. Los jetzt, Beeilung! Bei Fuß, ihr zwei!«

Locke und Tam folgten ihr schweigend und so dicht auf den Fersen wie ängstliche Entenküken, die sich an die Schwanzfedern der Mutter hefteten.

Locke bebte vor Erregung. Zuerst war er entsetzt gewesen, mit welch unfähigen Partnern man ihn zusammengetan hatte, doch jetzt fragte er sich, ob deren Probleme nicht dazu angetan waren, ihn in Beths Augen besser dastehen zu lassen. Oh ja. Sollten sie ruhig jammern, einen Rappel kriegen, mit leeren Händen nach Hause gehen. Zur Hölle noch mal, von ihm aus konnten sie sogar die Stadtwachen alarmieren, damit sie dann alle,

begleitet vom schrillen Klang der Trillerpfeifen und bellenden Hunden, durch die Straßen gehetzt würden. Beth wäre alles lieber als das, sogar *er*.

## 7

Schließlich verließen sie den Mara Camorrazza und gerieten in einen Wirbel aus Lärm und Chaos.

Es herrschte ein für diese Jahreszeit ungewöhnlich schönes Hinrichtungswetter, und in der normalerweise öden Gegend rings um die Alte Zitadelle, dem herzoglichen Sitz der Justiz, ging es zu wie beim Karneval. Auf dem Kopfsteinpflaster drängte sich das gemeine Volk, während hier und da die Kutschen der Reichen durch die Menge ratterten, eskortiert von gedungenen Wachleuten, die nebenher trabten und dabei Drohungen und Schläge austeilten. Locke wusste bereits, dass in mancherlei Hinsicht die Welt außerhalb des Hügels genauso war wie die Welt in seinem Innern.

Die vier Waisen bildeten eine menschliche Kette, um sich durch diesen Tumult hindurchzufädeln. Locke hielt sich an Tam fest, der sich wiederum an Beth klammerte. Um den Zahnlosen auf jeden Fall im Auge zu behalten, schob sie ihn vor sich her wie einen Rammbock. Aus seiner Perspektive erblickte Locke nur wenige Erwachsenengesichter; die Welt verwandelte sich in eine endlose Prozession aus Gürteln, Bäuchen, Rockschoßen und Wagenrädern. Sowohl mit Glück als auch durch ihre Hartnäckigkeit kämpften sie sich weiter nach Westen vor, in Richtung der Via Justica, dem Kanal, an dem seit einem halben Jahrtausend Hinrichtungen stattfanden.

Am Rand des Kanalufers verhinderte eine niedrige Steinmauer, dass man in das sieben oder acht Fuß darunter liegende Wasser fiel. Diese Barriere war bröcklig, aber immer noch stabil

genug, dass Kinder darauf sitzen konnten. Beth hielt den Zahnlosen fest in ihrem Griff, während sie Locke und Tam half, sich aus der Menschenmasse zu lösen und auf die Mauer zu klettern. Locke wollte es so deichseln, dass er neben Beth zu sitzen kam, aber Tam presste sich an sie, und Locke hätte ihn nicht von seinem Platz vertreiben können, ohne eine Szene zu verursachen. Er versuchte, seinen Unmut zu verbergen, indem er eine entschlossene Haltung zeigte und sich umsah.

Von hier aus konnte Locke wenigstens alles besser überschauen. Zu beiden Seiten des Kanals herrschte ein Gewimmel, und von Booten aus verhökerten Händler Brot, Würstchen, Bier und Andenken. Mittels an Stangen befestigter Körbe sammelten sie die Münzen ein und lieferten die Waren an die Kunden über ihnen aus.

Locke konnte Gruppen von kleinen Gestalten ausmachen, die durch den Wald aus Jacken und Beinen huschten – Waisen aus dem Hügel der Schatten bei der Arbeit. Er sah auch die dunkelgelben Röcke der Stadtwachen, die in Trupps und mit auf dem Rücken hängenden Schutzschilden durch die Menge gingen. Wenn diese gegensätzlichen Elemente zusammentrafen und sich miteinander vermischten wie schlechte Alchemie, konnte eine Katastrophe passieren, doch bis jetzt hörte man weder Gebrüll noch Alarmpfeife, und nichts deutete auf einen Zwischenfall hin.

Die Schwarze Brücke hatte man für den Verkehr gesperrt. Die Lampen, die den düsteren Steinbogen schmückten, waren mit schwarzen Tüchern verhängt, und eine kleine Gruppe von Priestern, Gefangenen, Wachleuten und herzoglichen Beamten stand hinter der Exekutionsplattform, die an der einen Seite aus der Brücke hervorragte. Zwei Boote der Gelbjacken ankerten im Kanal zu beiden Seiten der Brücke, um die Wasserfläche unter den Erhängten freizuhalten.

»Müssenwer nich' unnere Arbeit tun?«, fragte der Zahnlose. »Müssenwer nich' 'n Geldbeutel klauen oder 'n Ring oder sonswas ...«

Beth, die für höchstens eine halbe Minute ihre Hände von ihm genommen hatte, packte ihn wieder und zischte: »Kein Wort darüber, wenn wir unter Leuten sind. Halt bloß die Klappe! Wir werden hier sitzen und gut aufpassen. Nach den Hinrichtungen fangen wir an zu arbeiten.«

Tam erschauerte und blickte noch bekümmert drein als sonst. Locke seufzte, verwirrt und ungeduldig. Es war traurig, dass ein paar ihrer Kameraden aus dem Hügel der Schatten erhängt werden würden, aber in erster Linie war es traurig, dass sie sich von den Gelbjacken hatten schnappen lassen. Überall in Camorr starben Menschen, in Gassen und Kanälen und Tavernen, bei Bränden, durch Seuchen, die ganze Stadtbezirke entvölkerten. Tam war doch auch ein Waise; hatte er nicht kapiert, wie es zugeht? Sterben war für Locke beinahe so selbstverständlich wie Abendbrot essen oder Pinkeln, und es machte ihm nicht das Geringste aus, wenn jemand starb, den er nur flüchtig gekannt hatte.

Alles deutete darauf hin, dass es bald so weit war. Auf der Brücke erhob sich ein gleichmäßiger Trommelschlag, der vom Wasser und den Steinen widerhallte, und allmählich verstummte das aufgeregte Gemurmel der Leute. Nicht einmal ein Gottesdienst vermochte Camorri so aufmerksam und andächtig zu machen wie eine öffentliche Hinrichtung.

»Loyale Bürger von Camorr! Es ist die Mittagsstunde, der siebzehnte Moment, der Monat Tirastim in unserem siebenund-siebzigsten Jahr von Sendovani.« Ein in Seide und Zobelfelle gekleideter, dickbäuchiger Herold brüllte die Worte von der Schwarzen Brücke. »Diese Missetäter wurden für schuldig befunden, Kapitalverbrechen begangen zu haben, die gegen das Gesetz und die Sitten von Camorr verstoßen. Kraft der Autorität Seiner Gnaden, Herzog Nicovante, und besiegelt durch die Urteile der ehrenwerten Richter der Roten Kammer, bringt man die Verbrecher hierher, damit sie ihre Strafe empfangen.«

Neben ihm gab es Bewegung auf der Brücke. Sieben Gefangene wurden nach vorn geschleift, jeweils von zwei Konstablern

mit scharlachroten Kapuzen. Locke sah, dass Tam sich nervös auf die Fingerknöchel biss. Beth legte einen Arm um Tams Schulter, und Locke knirschte mit den Zähnen. Er selbst machte alles richtig, wusste sich zu benehmen, unterließ alles, wodurch er unangenehm hätte auffallen können, und Tam war derjenige, den Beth in den Arm nahm?

»Du wirst dich daran gewöhnen, Tam«, sagte sie leise. »Und jetzt erweise ihnen die letzte Ehre. Reiß dich zusammen.«

Auf der Brückenplattform legten die Meister des Stricks Schlingen um die Häse der Verurteilten. Die Länge der jeweiligen Henkersstricke entsprach der Körpergröße des Opfers, und das Ende war an Metallringen gleich hinter den Füßen der Gefangenen befestigt. Die Henkersplattform war nicht mit einem ausgeklügelten Mechanismus ausgestattet, und es gab keine raffinierten Manöver. Schließlich war man nicht in Tal Verrar. Hier, im Osten, stieß man die Gefangenen einfach über den Rand der Plattform.

»Jerevin Tavasti«, brüllte der Herold und las den Text von einem Pergament ab: »Brandstiftung, Verschwörung zwecks Erhalts gestohlener Güter, tätlicher Angriff auf einen Beamten des Herzogs! Malina Contada, Falschmünzerei, verbunden mit dem Missbrauch des Namens und Bildes Seiner Gnaden, des Herzogs! Caio Vespasi, Einbruch, arglistige Vermummung, Brandstiftung und Pferdediebstahl! Lori Vespasi, Verschwörung zwecks Erhalts gestohlener Güter.«

So viel zu den Erwachsenen; nun ging der Herold weiter zu den drei Kindern. Tam schluchzte, und Beth flüsterte: »Pssst, bleib ganz ruhig.« Locke fiel auf, dass Beth völlig kühl und gefasst war, und er versuchte, ihre gleichgültige Pose zu imitieren. Augen geradeaus, Kinn hoch, die Mundwinkel leicht nach unten gezogen. Wenn sie ihn während der Zeremonie ansähe, würde sie seine Haltung bemerken und sie billigen ...

»Mariabella, kein Nachname«, donnerte der Herold. »Diebstahl und krimineller Ungehorsam! Zilda, kein Nachname. Diebstahl und krimineller Ungehorsam!«



Die Henker banden Gewichte an die Beine der drei letzten Gefangenen, da deren Körper zu leicht waren, um einen ausreichend schnellen Tod herbeizuführen, wenn man sie über den Rand der Plattform stieß.

»Lars, kein Nachname. Diebstahl und krimineller Ungehorsam.«

»Zilda war freundlich zu mir«, wisperte Tam mit brechender Stimme.

»Die Götter wissen das«, sagte Beth. »Und jetzt kein Wort mehr.«

»Mit eurem Körper habt ihr Verbrechen begangen, und deshalb soll euer Körper den Tod erleiden«, fuhr der Herold fort. »Über fließendem Wasser werdet ihr am Hals aufgehängt und bleibt so lange hängen, bis der Tod eintritt, damit eure ruhelosen Seelen über das Wasser zum Eisernen Meer getragen werden, wo sie keiner Seele oder Heimstatt im Herrschaftsbereich des Herzogs mehr Schaden zufügen können. Mögen die Götter eure Seelen gnädig und beizeiten empfangen.« Der Herold senkte die Pergamentrolle und wandte sich den Gefangenen zu. »Im Namen des Herzogs lasse ich euch Gerechtigkeit widerfahren.«

Ein Trommelwirbel. Einer der Meister des Stricks zog ein Schwert, für den Fall, dass ein Gefangener Widerstand leistete. Locke hatte schon eine Hinrichtung gesehen und wusste, dass die zum Tode Verurteilten nur eine einzige Chance bekamen, den letzten Rest ihrer Würde zu wahren.

Heute lief bei den Hinrichtungen alles glatt. Nach einem furiosen Anschwellen endete der Trommelwirbel abrupt. Jedes Paar der mit Kapuzen verummten Gelbjacken trat vor und stieß seinen Gefangenen von der Kante der Hinrichtungsplattform.

Tam wandte sich mit einem Ruck ab, womit Locke gerechnet hatte, doch als die sieben Stricke sich mit knackenden Geräuschen strafften, die vom Hanf oder von Genickbrüchen oder von beidem stammen konnten, war selbst er überrascht, wie der Zahnlose reagierte.

»Ahhhhhhh! Ahhhhhhhhhhhhhhhhhhh! AHHHHHHHHHHH  
HHHHHHHHHHHH!«

Jeder Schrei war länger und lauter als der vorhergehende. Beth hielt dem Zahnlosen den Mund zu und rang mit ihm. Über dem Wasser schwangen vier große Körper und drei kleinere wie Pendel auf Bahnen, die rasch immer kürzer und kürzer wurden.

Lockes Herz klopfte wie wild. Jeder in ihrer Nähe musste sie anstarren. Er vernahm Kichern und ärgerliche Kommentare. Je mehr Aufmerksamkeit sie auf sich zogen, umso schwieriger würde es werden, ihrem wirklichen Anliegen nachzugehen.

»Pssst«, zischelte Beth und strengte sich mächtig an, um den Zahnlosen unter Kontrolle zu bringen. »Sei still, verdammt noch mal. Sei still!«

»Was ist los, Mädchen?«

Zu seinem Entsetzen sah Locke, dass zwei Gelbjacken sich gleich hinter ihnen durch die Menge gedrängt hatten. Bei den Göttern, noch schlimmer konnte es gar nicht kommen! Angenommen, sie machten Jagd auf Waisen aus dem Hügel der Schatten? Was wäre, wenn sie anfangen, heikle Fragen zu stellen? Er unterdrückte den Impuls, einfach ins Wasser zu springen, und verharrte mit weit aufgerissenen Augen an Ort und Stelle.

Beth presste weiterhin ihren Unterarm auf den Mund des Zahnlosen, doch irgendwie gelang es ihr, sich umzudrehen und den Kopf vor den Konstablern zu verneigen.

»Mein kleiner Bruder«, keuchte sie. »Er sieht zum ersten Mal eine Hinrichtung. Wir möchten keine Störung verursachen. Ich habe dafür gesorgt, dass er den Mund hält.«

Der Zahnlose hörte auf sich zu wehren, dafür begann er zu schluchzen. Die Gelbjacke, die sie angesprochen hatte, ein Mann mittleren Alters mit einem Gesicht voller Narben, blickte angewidert auf ihn hinab.

»Seid ihr vier allein hierhergekommen?«

»Mutter hat uns geschickt«, erklärte Beth. »Sie wollte, dass die Jungen einer Hinrichtung beiwohnen. Sie sollen sehen, was

dabei herauskommt, wenn man faul ist und sich in schlechte Gesellschaft begibt.«

»Eine vernünftige Frau. Es gibt nichts Besseres als eine Hinrichtung, um einem Balg den Unfug auszutreiben.« Der Mann runzelte die Stirn. »Warum hat eure Mutter euch nicht begleitet?«

»Oh, sie liebt Hinrichtungen, unsere Mutter«, behauptete Beth. Dann senkte sie die Stimme zu einem Flüstern. »Aber, ähm, sie hat Dünnschiss. Ganz fürchterlich. Sie hockt schon den ganzen Tag auf ihrem ...«

»Ah. Nun ja, dann.« Die Gelbjacke hustete. »Mögen die Götter ihr eine rasche Genesung bescheren. Und *den da* solltet ihr so schnell nicht wieder zu einer Zeremonie am Tag der Buße mitnehmen.«

»Dem stimme ich zu, Sir.« Beth verneigte sich abermals. »Mutter wird ihm das Fell gerben, wenn sie hört, wie er sich angestellt hat.«

»Dann macht euch auf den Heimweg, Mädchen. Damit sich dieses Theater nicht noch wiederholt.«

»Selbstverständlich, Sir.«

Die Konstabler tauchten wieder in die Menge ein, die mittlerweile lebhafter wurde. Beth rutschte von der Steinmauer herunter, reichlich unelegant, weil der Zahnlose und Tam mit ihr kamen. Ersteren hielt sie immer noch fest umklammert, der andere wollte partout ihren Arm nicht loslassen. Er hatte nicht laut geschrien wie der Zahnlose, aber Locke sah, dass Tränen in seinen Augen standen, und er sah noch bleicher aus als zuvor. Locke ließ seine Zunge durch seinen Mund wandern, der ganz trocken geworden war, als die Gelbjacken sich mit ihnen beschäftigten.

»Kommt jetzt«, befahl Beth. »Nichts wie weg von hier. Wir haben alles gesehen, was es zu sehen gibt.«

Noch eine Wanderung durch den Wald aus Jacken, Beinen und Bäuchen. Locke, der spürte, wie seine Erregung wieder anwuchs, hielt sich vorsichtig am Rücken von Beths Tunika fest, um sie nicht zu verlieren, und er war erfreut und enttäuscht zugleich, als sie nicht im Mindesten darauf reagierte. Beth führte sie zurück in die grünen Schatten des Mara Camorrazza, wo keine vierzig Yards von Hunderten von Menschen entfernt ein beschaulicher Friede herrschte und man allein war. Kaum hatten sie ein abgeschiedenes Fleckchen erreicht und konnten sich in Sicherheit wähen, da stieß Beth Tam und den Zahnlosen zu Boden.

»Was ist, wenn eine andere Gruppe vom Hügel das mitgekriegt hat? Bei allen Göttern!«

»Es tut mir leid«, jammerte der Zahnlose. »Aber sie ... aber sie ... wurden getötet.«

»Menschen sterben, wenn man sie aufhängt. Deshalb erhängt man sie ja!« Beth wrang das Vorderteil ihrer Tunika mit beiden Händen aus, dann holte sie tief Luft. »Beruhigt euch wieder. Sofort. Jeder von euch muss eine Geldbörse oder sonst was klauen, bevor wir zurückgehen.«

Der Zahnlose brach abermals in krampfhaftes Schluchzen aus, rollte sich auf die Seite und kaute an seinen Handknöcheln. Tam, der erschöpfter klang, als Locke es jemals für möglich gehalten hätte, sagte: »Ich kann nicht, Beth. Es tut mir leid. Man würde mich erwischen. Ich kann einfach nicht.«

»Dann bekommst du heute Abend nichts zu essen.«

»Schön«, sagte Tam. »Bring mich zurück, bitte.«

»Verdammt noch mal.« Beth rieb sich die Augen. »Ich muss euch mit irgendwas Geklautem zurückbringen, andernfalls krieg ich genauso viel Ärger wie ihr, habt ihr verstanden?«

»Du gehörst zur Fenster-Gruppe«, murmelte Tam. »Dir tut keiner was.«

»Ich wünschte, das wäre so«, sagte Beth. »Ihr zwei müsst euch unbedingt zusammenreißen ...«

»Ich kann nicht, ich kann nicht, ich kann nicht.«

Locke witterte eine glänzende Gelegenheit. Am Kanalufer hatte Beth sie vor Scherereien bewahrt, und jetzt war für ihn der ideale Augenblick gekommen, die ganze Gruppe zu retten. Bei dem Gedanken, wie Beth darauf reagieren würde, lächelte er, dann reckte er sich, so weit es ging, in die Höhe und räusperte sich.

»Tam, sei kein solcher Schwächling«, sagte Beth, ohne auf Locke zu achten. »Du *wirst* etwas stehlen oder für eine Ablenkung sorgen, damit ein anderer abgreifen kann. Ich lasse dir keine andere Wahl ...«

»Entschuldigung«, warf Locke zögernd ein.

»Was willst du?«

»Ich könnte den beiden was von mir abgeben.«

»Wie bitte?« Beth drehte sich zu ihm um. »Wovon sprichst du?«

Locke fasste unter seine Tunika und förderte zwei Lederbörsen und ein Taschentuch aus feiner Seide zutage, das nur wenig beschmutzt war.

»Drei Teile«, sagte er. »Und wir sind zu dritt. Sag einfach, jeder von uns hätte ein Stück geklaut, und wir können sofort nach Hause gehen.«

»Wo, bei allen Höllen, hast du ...«

»In der Menge«, sagte Locke. »Du hattest den Zahnlosen am Wickel ... Du hast dich so sehr mit ihm beschäftigt, dass du es wohl nicht mitgekriegt hast.«

»Ich hatte dir noch nicht erlaubt, etwas zu stehlen!«

»Na ja, aber du hattest es mir auch nicht verboten.«

»Aber das ist ...«

»Ich kann die Sachen nicht zurückgeben«, maulte Locke, und es klang viel trotziger als gewollt.

»Sprich nicht in diesem Ton mit mir! Um der Götter willen,

spiel jetzt nicht den Beleidigten«, sagte Beth. Sie kniete sich hin und legte die Hände auf Lockes Schultern. Bei der Berührung und unter ihrem forschenden Blick fing er plötzlich unkontrollierbar an zu zittern. »Was hast du? Was ist los mit dir?«

»Nichts«, sagte Locke. »Nichts.«

»Ihr Götter, was bist du doch für ein seltsamer kleiner Junge.« Sie sah wieder Tam und den Zahnlosen an. »Ihr drei seid das reinste Fiasko. Mit euch erlebt man nichts als Katastrophen. Zwei weigern sich zu arbeiten. Einer arbeitet unaufgefordert. Ich glaube, uns bleibt gar keine andere Wahl.«

Beth nahm Locke die Geldbörsen und das Taschentuch ab. Ihre Finger streiften die seinen, und er zitterte wieder. Beths Augen wurden schmal.

»Hast du dir vor Kurzem den Kopf gestoßen?«

»Ja.«

»Wer hat dich geschubst?«

»Ich bin bloß hingefallen.«

»*Natürlich*, was denn sonst.«

»Ehrlich!«

»Du scheinst ordentlich was abgekriegt zu haben. Vielleicht bist du auch krank. Du zitterst.«

»Mir ... mir geht es gut.«

»Wie du meinst.« Beth schloss die Augen und massierte sie mit den Fingerspitzen. »Ich denke, du hast mir eine Menge Ärger erspart. Möchtest du, dass ich ... Hör mal, ist da jemand, der dich schikaniert, und du willst, dass das aufhört?«

Locke erschrak. Ein älteres Kind, und ausgerechnet noch *dieses* ältere Kind, ein Mitglied der Fenster-Gruppe, bot ihm Protektion an? Wäre sie dazu imstande? Wäre sie imstande, Veslin und Gregor an die Kandare zu nehmen?

Nein. Locke zwang sich, seinen Blick von Beths ach so faszinierendem Gesicht abzuwenden und sich selbst auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen. Es würde immer irgendeinen Veslin, irgendeinen Gregor geben. Und was wäre, wenn die anderen

Kinder ihn umso mehr ablehnten, weil Beth sich für ihn eingesetzt hatte? Sie gehörte der Fenster-Gang an; er nur einer Straßenbande. Er arbeitete am Tag, sie des Nachts. Bis zum heutigen Tag hatte er sie noch niemals gesehen; welche Art von Schutz konnte sie ihm überhaupt bieten? Er würde sich weiterhin totstellen. Sich nach Möglichkeit unsichtbar machen. Regel eins und Regel zwei befolgen. Wie immer.

»Ich bin bloß hingefallen«, wiederholte er. »Es geht mir gut.«

»Nun ja«, erwiderte sie mit einer gewissen Kühle. »Du musst es ja wissen.«

Locke öffnete und schloss den Mund ein paarmal und überlegte krampfhaft, was er sagen konnte, um dieses exotische Wesen zu betören. Zu spät. Sie wandte sich von ihm ab und zerrte Tam und den Zahnlosen wieder auf die Füße.

»Ich kann es nicht fassen«, sagte sie, »aber ihr zwei Blödmänner habt es dem Brandstifter, der fast den Pott abgefackelt hätte, zu verdanken, dass ihr heute Abend was zu essen kriegt. Ist euch überhaupt klar, was uns allen blüht, wenn ihr jemandem auch nur ein Sterbenswörtchen darüber verrätet?«

»Ich weiß Bescheid«, antwortete Tam.

»Ich mach euch die Hölle heiß, wenn mir zu Ohren kommt, dass ihr gepetzt habt«, fuhr Beth fort. »Niemand darf davon erfahren! Habt ihr mich verstanden? Na, was ist, Zahnloser?«

Der arme Kerl nickte und kaute wieder auf seinen Fingerknöcheln herum.

»Dann gehen wir jetzt zum Hügel zurück.« Beth zupfte an ihrem Kopftuch und rückte die Lederkappe zurecht. »Ich behalte die Sachen und liefere sie selbst beim Meister ab. Kein Wort darüber. Zu *niemandem!*«

Wieder packte sie den Zahnlosen beim Kragen und behielt ihn den ganzen Rückweg zum Friedhof fest im Griff. Tam folgte ihr auf dem Fuße; er sah erschöpft aus, aber erleichtert. Locke bildete den Schluss und grübelte unentwegt über dieses für ihn so unbefriedigend verlaufene Erlebnis nach. Womit hatte er Beth

verprellt? Hatte er etwas Falsches gesagt oder getan? In welchem Punkt hatte er sich geirrt? Wieso war sie nicht begeistert von ihm, weil er ihr so viel Ärger erspart hatte?

Unterwegs redete sie kein einziges Wort mehr mit ihm. Und ehe er sich, nachdem sie den Hügel erreicht hatten, einen Vorwand ausdenken konnte, um sie noch einmal anzusprechen, war sie plötzlich verschwunden, eingetaucht in das Gewirr aus Tunneln, die zum privaten Wohnbereich der Fenster-Crew führten, in den er ihr nicht folgen konnte.

An diesem Abend war er finsterster Stimmung, aß nur wenig von der Mahlzeit, die er sich durch seine geschickten Finger verdient hatte, und haderte nicht mit Beth, sondern mit sich selbst, weil er sie aus irgendeinem Grund verärgert hatte.

## 9

Die Tage vergingen. Sie kamen Locke länger vor als alle anderen Tage, die er je erlebt hatte, denn jetzt hatte er außer den kurzen, aufregenden Momenten, die ihm seine täglichen Verbrechen bescherten, und dem ständigen Kampf ums eigene Überleben noch etwas anderes, womit er sich beschäftigen konnte.

Beth ging ihm nicht aus dem Kopf. Er träumte von ihr, wie ihr von der Lederkappe befreites Haar im Sonnenlicht glänzte, das durch das dichte Laubwerk des Mara Camorrazza sickerte. Seltsamerweise waren ihre Haare in seinen Träumen von der Wurzel bis zur Spitze ganz und gar rot, frei von jedem Färbemittel, jeder Verhüllung. Der Preis für diese Bilder war, dass er nach dem Aufwachen nichts als eine große Enttäuschung und Kälte spürte. Im Dunkeln lag er da und kämpfte mit geheimnisvollen Emotionen, die ihn vorher noch nie geplagt hatten.

Er musste sie wiedersehen. Es irgendwie einrichten.

Anfangs nährte er die Hoffnung, dass er auch weiterhin einer



Gruppe von Problemfällen zugeteilt und Beth ihre ständige Aufpasserin sein würde. Leider schien der Lehrherr der Diebe keine derartigen Pläne zu verfolgen. Allmählich dämmerte Locke, dass er selbst die Initiative ergreifen musste, wenn er je wieder eine Chance erhalten wollte, Beth zu beeindrucken.

Es war schwer, von den Verhaltensweisen abzuweichen, die er sich angewöhnt hatte, ganz davon zu schweigen, sich über die Regeln hinwegzusetzen, die jemand so weit unten in der Hierarchie wie er einfach einhalten musste, weil man es von ihm erwartete. Und dennoch begann er immer häufiger durch die Höhlen und Gänge des Hügels der Schatten zu wandern, in der Hoffnung, einen Blick auf Beth zu erhaschen, und auf seinen Spaziergängen ertrug er Prügel und Häme der älteren Kinder, die sich langweilten. Er stellte sich tot. Er reagierte nicht. Regel eins und Regel zwei. Es war beinahe ein schönes Gefühl, blaue Flecken einzuheimsen, weil er sich auf einer echten Mission befand.

Die Waisen aus den Straßengangs, die im Hügel kein besonderes Ansehen genossen (und das waren nahezu alle), schliefen *en masse* auf dem Boden kinderrippenähnlicher Höhlen, wobei sich jeweils ein paar Dutzend in einem Raum zusammenquetschten. Wenn Locke in der Nacht von seinen Träumen geweckt wurde, versuchte er jetzt, wach zu bleiben. Er spitzte die Ohren, um Geräusche aufzuspüren, die das Murmeln und Rascheln der ihn umgebenden Kinder durchdrangen, um das Kommen und Gehen der Fenster-Crew mitzukriegen, wenn deren Mitglieder ihren heimlichen Geschäften nachgingen.

Vorher hatte er immer inmitten der Gruppe seiner schnarchenden Kumpane geschlafen, wo er sich sicher und geborgen fühlte, oder mit dem Rücken an einer Wand, was ihm gleichfalls ein beruhigendes Gefühl vermittelte. Jetzt wagte er sich auf riskante Plätze am äußeren Rand der zusammengedrängten Masse vor, nur um sehen zu können, wer durch die Tunnel wanderte. Schließlich konnte jeder vorbeihuschende Schatten und jeder Schritt, den er hörte, von ihr stammen.

Seine Erfolge waren dürftig. Einige Male begegnete er ihr bei den abendlichen Mahlzeiten, aber sie sprach nie mit ihm. Sofern sie ihn überhaupt wahrnahm, gab sie es durch nichts zu erkennen. Und wenn Locke versucht hätte, sich ihr aus eigenem Antrieb zu nähern, während sie umringt war von ihren Freunden aus der Fenster-Gang, die sich wiederum in Gesellschaft der älteren Rabauken aus der Straßen-Gang befanden ... einen schwerwiegenderen Fehler hätte er gar nicht begehen können. Also brachte er all seine schwachen Kräfte auf, um durch die Gänge zu pirschen und ihr nachzuspionieren, und ergötzte sich an dem Kribbeln in seinem Bauch, das jedes Mal einsetzte, wenn er sie auch nur für eine halbe Sekunde zu Gesicht bekam. Diese flüchtigen Blicke und das Prickeln entschädigten ihn für viele frustrierende Tage, an denen er vor Sehnsucht verging.

Noch mehr Tage und Wochen verstrichen in dem diffusen Hier und Jetzt der Kindheit. Jene kurzen lichten Augenblicke, die er in Beths Gegenwart verbracht, in denen er tatsächlich mit ihr ein paar Worte gewechselt hatte, durchlebte Locke in seiner Erinnerung immer wieder, bis es ihm vorkam, als hätte sein Leben an jenem Tag überhaupt erst begonnen.

In jenem Frühling starb Tam. Locke hörte, wie darüber getuschelt wurde. Der Junge war dabei erwischt worden, wie er versucht hatte, eine Geldbörse zu stehlen, und sein anvisiertes Opfer hatte ihm mit einem Gehstock den Schädel eingeschlagen. So etwas kam häufig vor. Wenn es für diesen versuchten Diebstahl Zeugen gab, würde der Mann wahrscheinlich nur einen Finger seiner schwächeren Hand verlieren. Bestätigte niemand seine Aussage, würde er hängen. Schließlich war Camorr zivilisiert; es gab akzeptable und nicht akzeptable Gründe, ein Kind zu töten.

Nicht lange danach kam der Zahnlose ums Leben, am helllichten Tag wurde er von einem Wagenrad zerquetscht. Locke fragte sich, ob das alles nicht auch sein Gutes hatte. Für Tam und den Zahnlosen war das Dasein im Hügel eine einzige Tortur gewesen, und vielleicht fanden die Götter eine bessere Verwendung

für die beiden. Betroffen fühlte sich Locke ohnehin nicht. Er hatte sein eigenes Problem, mit dem er sich obsessiv beschäftigte.

Wenige Tage nach dem Tod des Zahnlosen kehrte Locke nach einem langen, verregneten Nachmittag zurück. Er hatte im Bezirk Nordecke gearbeitet, in dem es Märkte für gutsituierte Bürger gab. Dort hatte er Waren von Verkaufsständen gestohlen. Er schüttelte die Regentropfen von seinem behelfsmäßigen Umhang, einem fürchterlich stinkenden Lederlumpen, der ihm des Nachts als Zudecke diente. Dann begab er sich zu der Gruppe älterer Kinder, die von Veslin und Gregor angeführt wurde. Jeden Tag filzte diese Bande die kleineren Kinder, wenn sie mit ihrer Beute heimkamen.

Normalerweise verwendeten sie den größten Teil ihrer Energie darauf, Lockes Kameraden zu verspotten und zu bedrohen. An diesem Tag jedoch unterhielten sie sich aufgeregt über etwas anderes. Während Locke darauf wartete, dass er an die Reihe kam, schnappte er ein paar Gesprächsfetzen auf.

»... Er ist ganz geknickt. Sie gehörte zu den Großverdienern.«  
»Das weiß ich, sie hat ja dauernd damit geprahlt.«

»Ist das alles, was du zu der Fenster-Crew zu sagen hast? Die sahen doch alle mächtig ab, oder nicht? Na ja, was jetzt passiert ist, wird denen gar nicht gefallen. Es beweist, dass sie genauso sterblich sind wie wir. Sie bauen genau denselben Mist.«

»Das war ein richtig beschissener Monat. Zuerst der arme Kerl, der was auf die Birne gekriegt hat, dann das kleine Arschloch, dem wir die Zähne ausgeschlagen haben, und jetzt sie.«

Locke spürte, wie sich sein Magen verkrampfte.

»Wer?«, fragte Locke.

Veslin verstummte mitten im Satz und starrte Locke an, als wundere er sich, dass diese mickrige Kreatur aus der Straßengruppe des Sprechens mächtig war.

»Wie ›wer‹, du kleiner Arschkitzler?«

»Von wem spricht ihr?«

»Das geht dich einen Scheißdreck an.«

»WER?«

Unwillkürlich ballte Locke die Fäuste, und sein Herz hämmerte, als er noch einmal aus Leibeskräften brüllte: »WER?«

Veslin brauchte nur ein einziges Mal zuzutreten, und Locke ging zu Boden. Er sah den Tritt kommen, sah, wie der Rowdy den Fuß hob und damit auf sein Gesicht zielte, sah, wie der Fuß immer größer wurde, und trotzdem konnte er nicht ausweichen. Boden und Decke vertauschten die Plätze, und als Locke wieder etwas erkennen konnte, lag er auf dem Rücken, mit Veslins Ferse auf seiner Brust. Warmes, nach Eisen schmeckendes Blut rannte seine Kehle hinunter.

»Wie kommt er dazu, so mit uns zu reden?«, fragte Veslin in mildem Tonfall.

»Keine Ahnung. Ist aber gar nicht schön, was er sich da anmaßt«, sagte Gregor.

»Bitte«, keuchte Locke, »verratet mir ...«

»Was sollen wir dir verraten? Glaubst du, du hast das Recht, alles zu wissen?« Veslin kniete auf Lockes Brust, filzte seine Kleidung und zog die Sachen heraus, die er an diesem Tag gestohlen hatte. Zwei Geldbörsen, eine silberne Halskette, ein Taschentuch und ein paar Holzriegel mit Jereshti-Kosmetika. »Weißt du was, Gregor? Ich kann mich nicht entsinnen, dass Lamora heute Abend was mitgebracht hat.«

»Ich kann mich auch nicht erinnern, Ves.«

»Genau. Wie findest du das, du trauriger kleiner Hosenpisser? Wenn du ein Abendessen willst, kannst du deine eigene Scheiße fressen.«

Locke war viel zu sehr an die Art von Lachen gewöhnt, das sich jetzt im Tunnel erhob, um noch darauf zu achten. Er versuchte aufzustehen und erntete für seine Bemühungen einen Tritt gegen den Hals.

»Ich will doch nur wissen«, ächzte er, »was passiert ist.«

»Wieso interessierst du dich dafür?«

»Bitte ... bitte ...«

»Nun, wenn du hübsch artig bist.« Veslin steckte Lockes Beute in einen schmutzigen Stoffsack. »Die Fenster-Gruppe hat heute Nacht ganz schön was auf den Arsch gekriegt.«

»Die haben's richtig verbockt«, steuerte Gregor bei.

»Sie wurden beim Einsteigen in ein großes Haus erwischt. Nicht alle haben's geschafft. Eine haben sie im Kanal verloren.«

»Wer war das?«

»Beth. Sie ist ertrunken.«

»Du lügst«, flüsterte Locke. »DU LÜGST!«

Veslin verpasste ihm einen Tritt seitlich in den Bauch, und Locke krümmte sich vor Schmerzen. »Wer sagt ... wer sagt, dass sie ...«

»Ich sag das, verdammt noch mal.«

»Wer hat es dir erzählt?«

»Der Herzog hat mir einen Brief geschrieben, du dämliches Arschloch. Ich weiß es vom Meister, was dachtest du denn! Beth ist gestern Nacht ertrunken. Sie kommt nicht mehr in den Hügel zurück. Warst du verknallt in sie, oder was? Das wär ja 'n Witz!«

»Fahr zur Hölle!«, flüsterte Locke. »Der Henker soll dich ...«

Mit einem zweiten brutalen Tritt an genau dieselbe Stelle brachte Veslin ihn zum Schweigen.

»Gregor«, sagte er, »wir haben ein echtes Problem. Der hier ist nicht richtig im Kopf. Hat vergessen, was er zu uns reinem sagen darf und was nicht.«

»Dafür kenn ich genau die passende Medizin, Ves.« Gregor trat Lock zwischen die Beine. Lockes Mund klappte auf, doch außer einem heiseren, gequälten Zischen kam nichts über seine Lippen.

»Zeig's dem kleinen Scheißkerl.« Veslin grinste, während er und Gregor Locke mit heftigen, wohlgezielten Tritten bearbeiteten. »Gefällt dir das, Lamora? Gefällt dir, was du kriegst, wenn du dich mit uns anlegst?«

Nur das Verbot des Lehrherrn der Diebe, einen seiner Waisen vorsätzlich umzubringen, rettete Locke das Leben. Zweifels-

ohne hätten die Jungen ihn zu Brei zertreten, wenn sie für ihren Spaß nicht mit ihrem eigenen Hals hätten bezahlen müssen, und dennoch gingen sie um ein Haar zu weit.

Es dauerte zwei Tage, bis Locke wieder so beweglich war, dass er arbeiten konnte, und da er keine Freunde hatte, quälten ihn während dieser Zeit Hunger und Durst. Aber seine Genesung stimmte ihn nicht zufrieden, und die Wiederaufnahme seiner Arbeit bereitete ihm keine Freude.

Er stellte sich wieder tot, versteckte sich wieder in dunklen Ecken, befolgte wieder Regel Nummer eins und Regel Nummer zwei. Wieder war er im Hügel ganz allein.

## Kapitel eins

# Die Dinge verschlechtern sich

### 1

Das schwache Sonnenlicht, das auf seine Lider fiel, holte ihn aus dem Schlaf. Die Helligkeit drang in seine Augen, nahm zu und ließ ihn benommen blinzeln. Ein Fenster stand offen, und die milde Nachmittagsluft, die ins Zimmer wehte, brachte den Gruch von Süßwasser mit sich. Das hier war nicht Camorr. Wellen schlugen gegen ein sandiges Ufer. Das war ganz sicher nicht Camorr.

Er hatte sich wieder in seinen Bettlaken verheddert, und ihm war schwindelig. Sein Gaumen fühlte sich an wie von der Sonne ausgedörrt. Er öffnete die rissigen Lippen und krächzte: »Was macht du ...«

»Pssst. Ich wollte dich nicht wecken. Aber das Zimmer musste gelüftet werden.« Links von ihm ein dunkler, verschwommener Schatten, ungefähr so groß wie Jean. Der Fußboden knarrte, als die Gestalt sich im Raum bewegte. Stoff raschelte leise, eine Geldbörse schnappte mit einem Klicken auf, Metall klirrte. Locke stemmte sich auf seinen Ellbogen hoch und wartete auf das Schwindelgefühl, das sich prompt einstellte.

»Ich habe von ihr geträumt«, murmelte er. »Von der Zeit, als wir ... als wir uns zum ersten Mal begegneten.«

»Von wem hast du geträumt?«

»Von ihr. Du weißt schon.«

»Ah. Von *ihr!*« Jean kniete sich neben das Bett und hielt Locke einen Becher voll Wasser hin. Locke nahm ihn in seine zitternde linke Hand und nippte dankbar daran. Allmählich konnte er wieder klarer sehen.

»Es war ein so lebhafter Traum, so plastisch«, fuhr er fort.  
»Ich dachte, ich könnte sie berühren. Ich wollte ihr sagen ... wie leid es mir tut.«

»Ist das alles, wozu du imstande bist? Dir erscheint im Traum eine *Frau*, und dir fällt nichts Besseres ein, als dich bei ihr zu *entschuldigen?*«

»So was kann man doch nicht steuern.«

»Es sind *deine* Träume. Übernimm die Kontrolle.«

»Damals war ich doch noch ein kleiner Junge, bei allen Göttern!«

»Wenn sie das nächste Mal auftaucht, überspring einfach zehn, fünfzehn Jahre. Damit du rot wirst und stotterst, wenn du aufwachst.«

»Gehst du irgendwohin?«

»Ein bisschen spazieren. Ich dreh meine übliche Runde.«

»Jean, es hat keinen Zweck. Hör auf, dich selbst zu quälen.«

»Bist du fertig?« Jean nahm ihm den leeren Becher ab.

»Noch lange nicht. Ich ...«

»Ich bleibe nicht lange fort.« Jean stellte den Becher auf dem Tisch ab und richtete flüchtig seine Jackenaufschläge, während er zur Tür ging. »Ruh dich noch ein bisschen aus.«

»Du bist wohl immun gegen ein vernünftiges Wort, was?«

»Du weißt doch, was man über Nachahmung und Komplimente sagt.«

Die Tür schloss sich hinter Jean, und er machte sich auf den Weg durch die Straßen von Lashain.



Die Stadt Lashain war dafür berühmt, dass man hier alles kaufen und alles hinter sich lassen konnte. Dank der *regio*, der dünnen Schicht der örtlichen Hocharistokratie (an einem Ort, an dem ein Titel, der über mehr als zwei Generationen zurückverfolgt werden konnte, seinen Träger bereits zu einem Mitglied des alten Adels machte), konnte so ziemlich jeder, der über genügend Bargeld verfügte und noch halbwegs bei Bewusstsein war, in einen ganz passablen Blaublütigen verwandelt werden.

Aus jedem Winkel der Theriner Welt kamen sie angereist – Händler und Kriminelle, Söldnerführer und Piraten, Glücksspieler, Abenteurer und Verbannte. Als gemeine Bürgerliche betraten sie das Innere eines Kontors, entledigten sich riesiger Mengen von Edelmetallen, und als frisch gebackene Adelige von Lashain traten sie wieder hinaus ins Tageslicht. Die *regio* schufen Demibarone, Barone, Vicomtes, Grafen und gelegentlich auch einen Marquis, wobei sie ihrer Fantasie im Wesentlichen freien Lauf ließen. Ehrentitel konnte man sich aus einer Liste wählen und kosteten eine Extragebühr; »Verteidiger des Zwölffachen Glaubens« war recht beliebt. Es gab auch ein halbes Dutzend bedeutungsloser Orden, die einen als Ritter auswiesen und sich prächtig an einem Rockaufschlag machten.

Weil dieses erkaufte Ansehen für diejenigen, die sich mit den wohlfeilen Titeln schmückten, so völlig neu war, gab man in Lashain mehr auf Protokoll und Etikette als in jeder anderen Stadt, die Jean Tannen je besucht hatte. Da die frischgebackenen Adligen von Lashain nicht auf einen jahrhundertealten Stammbaum zurückblicken konnten, der sie vom Wert ihres eigenen Status überzeugt hätte, klammerten sie sich an ein übertriebenes und ausuferndes Zeremoniell. Ihre Rangfolgeregelungen glichen alchemischen Formeln, und Abendgesellschaften brachten jedes Jahr mehr von ihnen um als Fieberepidemien und Unfälle zusammengenommen. Es schien, als gäbe es für diejenigen, die

soeben erst ihre Familiennamen gekauft hatten, nichts Aufregenderes, als sie (und obendrein ihr Leben) wegen geringfügiger Beleidigungen wieder zu verlieren.

Soweit Jean bekannt war, betrug der Rekord vom Kontor über den Duellplatz bis zum Leichenwagen drei Tage. Natürlich boten die *regio* den Anverwandten des Verstorbenen keine Rückvergütung an.

Dieser Unsinn hatte zur Folge, dass die Menschen ohne Titel, egal, wie vermögend sie waren, Schwierigkeiten hatten, die besten Ärzte der Stadt problemlos zu konsultieren. Ihre adligen Patienten machten sie zu solchen Koryphäen, dass sie nur selten darauf angewiesen waren, Geld aus anderen Quellen hinterherzujagen.

Der Geruch des Herbstes lag in dem kühlen Wind, der vom Amathel her wehte, dem Juwelensee – einem Süßwassermeer, das sich nördlich von Lashain bis zum Horizont ausdehnte. Nach lokalen Maßstäben war Jean konservativ gekleidet. Er trug einen Gehrock aus braunem Samt und Sachen aus Seide, die höchstens drei Monatseinkommen eines durchschnittlichen Kaufmanns wert waren. Das kennzeichnete ihn automatisch als einen Bediensteten und war seinem aktuellen Anliegen dienlich. Kein Mann von Stand wartete persönlich am Gartentor eines Arztes.

Der Gelehrte Erkemar Zodesti galt als der beste Physikus in Lashain, jemand, der mit der Knochensäge und dem Alchemistentiegel wahre Wunder bewirkte. Außerdem hatte er drei Tage in Folge Jeans Ersuchen um eine Konsultation geflissentlich ignoriert.

Heute näherte sich Jean abermals dem eisernen Gittertor am Ende von Zodestis Garten, hinter dem ein ältlicher Dienstbote stand und ihn mit der Dreistigkeit eines Reptils musterte. In seiner ausgestreckten Hand hielt Jean einen Umschlag aus Pergament und eine kleine weiße Karte, genau wie an den drei vorhergehenden Tagen. Allmählich wurde Jean reizbar.

Ohne ein Wort fasste der Diener durch die Gitterstäbe und nahm Jean ab, was dieser ihm anbot. Der Umschlag mit der üblichen Zuwendung von (viel zu vielen) Silbermünzen verschwand in der Jacke des Dieners. Der alte Mann las, was auf der weißen Karte stand, oder gab vor, es zu lesen, dann zog er die Augenbrauen hoch und entfernte sich.

Auf der Karte stand immer dasselbe – *Contempla va cora frata eminenza*. »Kommen Sie der Bitte eines bedeutenden Freundes nach.« Der Text war in Thron-Therin abgefasst, ein Gebot der Höflichkeit für eine derart manierierte Geste. Statt den Namen eines Aristokraten zu nennen, lautete die übermittelte Botschaft, dass eine einflussreiche Persönlichkeit anonym dafür bezahlen wollte, jemand anderen untersuchen zu lassen. Das war das gängige Mittel, um durch viel Geld irgendein Problem zu lösen – wenn beispielsweise eine Geliebte schwanger geworden war –, ohne die Identität einer hochgestellten Person direkt preiszugeben.

Jean verbrachte die langen Minuten des Wartens damit, das Haus des Arztes zu betrachten. Es war solide gebaut und ungefähr so groß wie eine kleinere Alcegrante-Villa daheim in Camorr. Nur nicht so alt und in einem Pseudo-Tal-Verrar-Stil gehalten, der darauf abzielte, den hohen Rang seiner Bewohner zu unterstreichen. Das Dach war mit Schindeln aus vulkanischem Glas gedeckt, und die üppigen Verzierungen rings um die Fenster hätten besser zu einem Tempel gepasst.

Aus dem Innern des Garten, der durch eine zehn Fuß hohe Steinmauer vor neugierigen Blicken geschützt war, hörte Jean die Geräusche eines Festes, auf dem es lebhaft zuging. Gläserklirren, kreischendes Gelächter, untermalt vom Summen einer neunsaitigen Gambe und ein paar anderen Musikinstrumenten.

Mit leeren Händen tauchte der Diener wieder hinter dem eisernen Tor auf. »Zu meinem Bedauern muss ich Ihrem Herrn mitteilen, dass der Gelehrte sich momentan nicht in der Lage sieht, seiner Bitte um eine Konsultation zu entsprechen.« Natürlich

hatte er den Umschlag, ein Zeichen für die Ernsthaftigkeit des Ansinnens, nicht mehr bei sich – ob er bei Zodesti gelandet war oder der Diener ihn für sich behalten hatte, vermochte Jean nicht zu sagen.

»Vielleicht könnten Sie mir verraten, wann es dem Gelehrten genehmer wäre, dem Wunsch meines Herrn entgegenzukommen«, sagte Jean, »da er seit nunmehr einer halben Woche mitten am Nachmittag offensichtlich keine Zeit erübrigen kann.«

»Das weiß ich nicht.« Der Diener gähnte. »Der Gelehrte steckt bis zum Hals in Arbeit.«

»In Arbeit, ach so.« Jean kochte innerlich, als vom Gartenfest das Geräusch von Applaus herüberwehte. »Nun, mein Herr möchte, dass er sich mit einem Fall befasst, der die größtmögliche Geschicklichkeit und Umsicht erfordert ...«

»Ihr Herr kann sich jederzeit auf die Umsicht des Gelehrten verlassen«, fiel der Diener ihm ins Wort. »Leider wird seine Geschicklichkeit momentan anderweitig gebraucht.«

»Mögen die Götter dich verdammen, Mann!« Jean platzte der Kragen. »Es ist wichtig.«

»In diesem vulgären Ton lasse ich nicht mit mir reden. Guten Tag.«

Jean spielte mit dem Gedanken, durch das Eisengitter zu fassen und den alten Mann bei der Gurgel zu packen, doch das wäre kontraproduktiv gewesen. Unter seinen feinen Kleidern trug er keinen ledernen Schutz, und seine eleganten Schuhe wären in einem Kampf hinderlicher als bloße Füße. Obwohl er seine beiden Äxte unter dem Rock trug, war er nicht dafür ausgerüstet, ein Gartenfest zu stürmen.

»Der Gelehrte läuft Gefahr, einen Bürger von beträchtlichem Einfluss abzuweisen«, knurrte Jean.

»Der Gelehrte *weist* ihn ab, Sie Einfaltspinsel.« Der alte Mann gluckste vor sich hin. »Ich sage Ihnen ganz unverblümt, dass er kein besonderes Interesse an Geschäften hat, die auf diese Weise

eingefädelt werden. Ich glaube nicht, dass es auch nur einen einzigen Lashani von Stand gibt, der den Gelehrten so wenig kennt, dass er Angst hat, an der Vordertür bei ihm vorzusprechen.«

»Morgen komme ich wieder«, sagte Jean und bemühte sich, die Fassung zu wahren. »Vielleicht nenne ich dann eine Summe, die selbst Ihren Herrn nicht gleichgültig lässt.«

»Ihre Hartnäckigkeit ist lobenswert, im Gegensatz zu Ihrer Auffassungsgabe. Morgen müssen Sie tun, was Ihr Herr Ihnen aufträgt. Für heute habe ich Ihnen bereits einen guten Tag gewünscht.«

»Guten Tag«, brummte Jean. »Mögen die Götter diesem Haus gewogen sein, in dem so viel Güte wohnt.« Er verbeugte sich steif und ging.

Vorläufig konnte er nichts mehr unternehmen in dieser von allen Göttern verlassenen Stadt, in der nicht einmal Umschläge voller Münzen eine Garantie dafür waren, dass jemand sich um ein Problem kümmerte.

Während Jean zu seiner Mietdroschke zurückstapfte, verfluchte er Maxilan Stragos zum tausendsten Mal. Der Dreckskerl hatte sie von vorn bis hinten belogen. Nur als er ihnen zum Schluss von dem verdammten Gift erzählte, hatte er ihnen die Wahrheit gesagt – aber warum?

### 3

Ihr derzeitiges Zuhause war eine teilmöblierte Wohnung in der Villa Suvela, einem schlichten, aber penibel sauberen Mietshaus, in dem sich gern Reisende einquartierten, die Lashain aufsuchten, um im Amathel zu baden. Angeblich heilte dieses Wasser Rheumatismus, aber Jean hatte noch keinen einzigen Badenden gesehen, der nach dem Auftauchen herumsprang und tanzte. Von der Wohnung aus blickte man auf einen schwarzen Sandstrand

am nordöstlichen Ufer der Stadt, und die anderen Logiergäste pflegten keinen Kontakt mit ihnen.

»Der Dreckskerl«, fluchte Jean, als er die Tür zu ihrer Wohnung aufriss. »Dieses mutterlose Lashani-Reptil. Der geldgierige Sohn eines Pisseimers und eines stinkenden Furzes.«

»Mein ausgeprägtes Feingefühl und meine Fähigkeit, kleinste Nuancen herauszuhören, sagen mir, dass du vielleicht frustriert bist«, meinte Locke. Er richtete sich auf und sah hellwach aus.

»Er hat uns schon wieder abblitzen lassen«, erklärte Jean mit finsterner Miene. Trotz der frischen Luft, die durch das offene Fenster hereindrang, roch es in der Wohnung immer noch nach altem Schweiß und frischem Blut. »Zodesti kommt nicht. Jedenfalls nicht heute.«

»Soll er sich doch zum Teufel scheren, Jean.«

»Er ist der einzige Arzt, der einen guten Ruf genießt, den ich noch nicht zu dir geschleppt habe. Ein paar der anderen waren schwierig, aber dieser Kerl ist unmöglich.«

»Ich wurde von jedem verfluchten Irren in dieser Stadt, der jemals einem Menschen eine Pille in den Rachen gestopft hat, betatscht und zur Ader gelassen«, erwiderte Locke. »Von diesem Typen verspreche ich mir auch nicht viel.«

»Er ist der Beste.« Jean warf seinen Rock über einen Stuhl, legte die Äxte ab und holte eine Flasche mit blauem Wein aus einem Schränkchen. »Ein Experte auf dem Gebiet der Alchemie. Aber auch ein richtig gemeiner Rattenficker.«

»Dann ist es ja gut, dass er hier nicht in Erscheinung tritt«, entgegnete Locke. »Was würden die Nachbarn sagen, wenn ich einen Mann konsultierte, der es mit Nagern treibt?«

»Wir brauchen seinen Befund.«

»Ich habe es satt, eine medizinische Kuriosität zu sein«, sagte Locke. »Wenn er nicht kommt, dann kommt er eben nicht.«

»Morgen gehe ich wieder zu ihm.« Jean schenkte zwei Gläser halb voll mit Wein und goss Wasser hinzu, bis das Getränk die

schöne Farbe eines Nachmittagshimmels annahm. »Irgendwie schaffe ich diesen aufgeblasenen Wichtigtuier hierher.«

»Wie denn? Brichst du ihm die Finger, wenn er keinen Hausbesuch machen will? Für mich wäre das vielleicht nicht so günstig. Vor allem, wenn er was wegschnippeln muss.«

»Er würde schon eine Lösung finden.«

»Oh, bei allen Göttern.« Lockes resignierter Seufzer endete mit einem Husten. »Es gibt keine Lösung.«

»Vertrau mir. Morgen werde ich mich von meiner überzeugendsten Seite zeigen.«

»Ich finde, es kostet uns nur einige wenige Goldstücke, um festzustellen, wie wenig wir in Mode sind. Die meisten gesellschaftlichen Fehltritte haben weit höhere Auslagen zur Folge, denke ich.«

»Irgendwo da draußen«, konterte Jean, »muss es eine Krankheit geben, die den Betroffenen umgänglich, sanftmütig und höflich macht. Eines Tages werde ich herausfinden, was für ein Leiden das ist, und dann Sorge ich dafür, dass du dir die schlimmstmögliche Variante einfängst.«

»Dagegen bin ich von Natur aus bestimmt immun. Da wir gerade von Höflichkeit sprechen – landet dieses Weinglas noch in diesem Jahr bei mir?«

Locke hatte einen recht munteren Eindruck gemacht, doch seine Stimme klang sogar noch undeutlicher und schwächer als am Tag zuvor. Besorgt näherte sich Jean dem Bett, die Weingläser in den ausgestreckten Händen, als böte er einem fremdartigen und potenziell gefährlichen Wesen eine Friedensgabe an.

Locke hatte sich schon früher in einem solchen Zustand befunden, zu dünn, zu blass und mit einem mehrere Wochen alten Bart am Kinn. Nur dass es dieses Mal keine sichtbare Wunde gab, die man versorgen konnte; es gab keine Verletzung, bei der ein Verband half. Da war lediglich Maxilan Stragos' heimtückisches Vermächtnis, das seine schleichende Wirkung entfaltete. Lockes Bettlaken wiesen Blutflecken auf, und vom Fieberschweiß waren

große Bereiche dunkel verfärbt. Seine Augen glänzten in blutunterlaufenen Höhlen.

Jede Nacht brütete Jean über einem Berg medizinischer Abhandlungen, und dennoch fand er nicht einmal passende Worte für das, was mit Locke geschah. Sein Körper zersetzte sich von innen heraus; seine Adern und Sehnen lösten sich auf. Er verlor Blut, als hätte ein Dämon seine Hand im Spiel. Mal hustete er es aus, dann wieder tropfte es aus seinen Augen oder seiner Nase.

»Bei allen Göttern, verflucht noch mal«, flüsterte Jean, als Locke nach seinem Weinglas griff. Lockes linke Hand war rot von Blut, als hätte er seine Finger hineingetaucht. »Was ist das denn?«

»Nichts Besonderes«, gluckste Locke. »Es fing an, als du weg warst ... quoll unter meinen Nägeln hervor. Moment, ich kann das Glas auch mit der anderen Hand halten.«

»Wolltest du das vor mir verbergen? Und wer wechselt deine verdammten Bettlaken?«

Jean setzte die Gläser ab und ging an den Tisch unter dem Fenster, auf dem sich Stapel von Leinentüchern, ein Wasserkrug und eine Waschsüssel befanden. Das Wasser in der Schüssel war rostrot von altem Blut.

»Es tut nicht weh, Jean«, murmelte Locke.

Ohne auf ihn zu achten, nahm Jean die Waschsüssel. Das Fenster ging auf den Innenhof der Villa, der zum Glück menschenleer war. Jean kippte das schmutzige Wasser aus dem Fenster, füllte die Schüssel aus dem Krug neu und tauchte ein Leinentuch hinein.

»Hand«, befahl Jean. Mürrisch gehorchte Locke, und Jean schlang das nasse Tuch um seine Finger. »Halte die Hand eine Weile hoch.«

»Ich weiß, es sieht schlimm aus, aber so stark blutet es nun auch wieder nicht.«

»Du hast schon genug Blut verloren! Du kannst keinen weiteren Tropfen entbehren!«



»Ich kann auch den Wein nicht länger entbehren.«

Jean holte die Gläser und schob eines davon vorsichtig in Lockes rechte Hand. Im Augenblick zitterte Locke nur leicht, was erfreulich war. In letzter Zeit hatte er Schwierigkeiten, etwas festzuhalten.

»Trinken wir auf die Alchemisten«, verkündete Locke. »Mögen sie alle an fürchterlichem Dünnschiss leiden.« Er nippte an seinem Wein. »Oder in ihren Betten erwürgt werden. Was immer am praktikabelsten ist. Ich bin nicht wählerisch.«

Bei seinem nächsten Schluck fing er an zu husten. Ein rubin-farbener kleiner Tropfen fiel in seinen Wein und hinterließ eine violette Spur, als er sich mit dem Getränk vermischte.

»Ihr Götter«, ächzte Jean. Er stürzte den Rest seines Weines hinunter und stellte das Glas beiseite. »Ich gehe jetzt und hole Malcor.«

»Jean, im Moment brauche ich keinen verdammten Quacksalber. Der Kerl war bereits sechs- oder siebenmal hier. Warum ...«

»Es könnte ja eine Veränderung eingetreten sein. Vielleicht ist jetzt irgendetwas anders.« Jean schnappte sich seinen Rock. »Vielleicht kann er die Blutung stillen. Vielleicht findet er einen Hinweis ...«

»Es gibt keinen *Hinweis*, Jean. Es gibt kein Gegengift, das Malcor oder Kepira oder Zodesti oder irgendein Eiterbeulen aufstehender Betrüger in dieser beschissenen Stadt herstellen könnte.«

»Ich bin gleich wieder da.«

»Verflucht, Jean, das Geld kannst du dir sparen!« Locke hustete von Neuem und hätte beinahe sein Glas fallen lassen. »Das muss dir doch dein Verstand sagen, du dickschädlicher Idiot! Du sturer ...«

»Ich bin gleich wieder da.«

»... sturer ... äh ... Ich brauche etwas ... etwas Bissiges, Geistreiches und durch und durch Überzeugendes! Heh, wenn du jetzt abhaust, verpasst du, wie ich durch und durch überzeugend wirke! Verdammt noch mal!«

Egal, welche Bemerkungen Locke noch einfallen würden, Jean ging und machte die Tür hinter sich zu. Der Himmel draußen war nun durchzogen von Streifen in den Farben der Abenddämmerung. Das Orange über dem Horizont wechselte zu Silber, das sich weiter droben am Himmelsgewölbe in ein Violett verwandelte. Violett wie Blut, das sich mit blauem Wein vermischt.

Eine tief hängende graue Wolkenbank, die vom Amathel her nach Norden vorrückte, schien ein heraufziehendes Unwetter anzukündigen. Das kam Jean sehr gelegen.

#### 4

Sechs Wochen waren vergangen, seit sie in einer vierzig Fuß langen Yacht den kleinen Hafen von Vel Virazzo verlassen hatten, unmittelbar nach einer Reihe von mehr oder weniger totalen Katastrophen, bei denen sie den größten Teil ihres einst riesigen Vermögens verloren hatten – Geld, das sie über zwei Jahre in einen komplizierten Plan investiert hatten, in der Hoffnung, es wieder hereinzubekommen, wenn der Coup gelänge.

Während Jean durch die Straßen von Lashain lief, strich er mit den Fingern über eine Strähne lockigen schwarzen Haars, die durch eine Lederschnur zusammengehalten wurde. Dieses Andenken trug er immer in einer Rocktasche oder in seinem Gürtel bei sich. Von all den Verlusten, die er in letzter Zeit erlitten hatte, war die finanzielle Einbuße sein geringstes Problem.

Locke und Jean hatten überlegt, ob sie nicht nach Osten segeln sollten, zurück nach Tamalek und Espara ... zurück in Richtung Camorr. Doch der größte Teil der Welt, die sie dort gekannt hatten, war weggefegt worden, und die meisten ihrer alten Freunde waren tot. Also waren sie stattdessen nach Westen gesegelt. Nach Norden und nach Westen.

Sie folgten dem Küstenverlauf, wobei sie ihre mangelhaften

seemännischen Kenntnisse bis an die Grenzen strapazierten, umrundeten Tal Verrar, rauschten an den geschwärzten Ruinen der einst prunkvollen Stadt Salon Corbeau vorbei und zogen in Erwägung, weiter nach Norden zu segeln und Balinel im Königreich der Sieben Ströme anzusteuern. Sie beide sprachen gut genug Vadran, um jeder beliebigen Beschäftigung nachzugehen, während sie nach einer Chance, sich kriminell zu betätigen, Ausschau hielten.

Sie kehrten dem Meer den Rücken und segelten ins Binnenland, den breiten Fluss Cavendria hinauf, den die Eldren gezähmt und für hochseetüchtige Schiffe befahrbar gemacht hatten. Der Cavendria floss westlich des Amathel, des Juwelensees, des Binnenmeers, das die uralten Schwesterstädte Karthain und Lashain voneinander trennte. Locke und Jean hatten einstmals gehofft, sich durch Geld einen Rang in der Aristokratie von Lashain zu erwerben. Ihr revidierter Plan hatte dann lediglich darin bestanden, ihr Boot für die Reise nach Balinel mit Vorräten zu füllen.

Lockes Symptome zeigten sich an dem Tag, als sie in die Mündung des Cavendria hineinsegelten.

Anfangs litt er nur an Schwindelanfällen und Sehstörungen, doch während die Tage vergingen und sie langsam gegen die Strömung ankreuzten, fing er an, aus Nase und Mund zu bluten. Als sie Lashain erreichten, konnte er seine zunehmende Schwäche nicht länger mit einem Lachen abtun oder verbergen. Anstatt Proviant zu bunkern, mieteten sie sich Zimmer, und trotz Lockes Protesten begann Jean, fast jede Münze, die sie besaßen, für Dinge auszugeben, die Locke das Leben leichter machten, und nach einem Heilmittel zu suchen.

Lashains Unterwelt war schillernd genug, wenn auch nicht annähernd so beachtlich wie die von Camorr, und in diesen Kreisen hatte er jeden Giftmischer und Schwarzen Alchemisten konsultiert, den er bestechen konnte. Alle hatten nur den Kopf geschüttelt und in beruflicher Hinsicht ihre Bewunderung für

das ausgedrückt, was man mit Locke angestellt hatte; die Substanz, um die es hier ging, war so raffiniert, dass sie ihr nichts entgegenzusetzen hatten. Man flößte Locke hundert verschiedene Abführmittel, Tees und Elixiere ein, wobei ein Mittel ekelhafter und teurer als das andere zu sein schien und letzten Endes nicht das Geringste bewirkte.

Danach hatte Jean sich in Schale geworfen und angefangen, akkreditierte Ärzte aufzusuchen. Locke stellte er als den »persönlichen Diener« eines wohlhabenden Individuums vor, was von einem heimlichem Geliebten bis hin zu einem privaten Meuchelmörder alles bedeuten konnte. Auch die Ärzte verliehen ihrem Bedauern sowie ihrer Faszination gleichermaßen Ausdruck. Die meisten hatten sich geweigert, es mit Heilmaßnahmen zu versuchen, sondern boten stattdessen Palliativa an, um Lockes Schmerzen zu lindern. Jean war sich vollauf bewusst, was das bedeutete, aber ihren Pessimismus teilte er nicht. Er begleitete jeden wieder zur Tür hinaus, berappte die exorbitanten Honorare und machte sich auf den Weg zum nächsten Physikus auf seiner Liste.

Dann ging ihnen das Geld aus. Nach ein paar Tagen verkaufte Jean ihr Boot (samt Schiffskatze, die für das Glück auf See unabdingbar war), und war froh, als er es für die Hälfte der Summe, die sie selbst für die Yacht bezahlt hatten, verscherbeln konnte.

Allmählich erschöpfte sich auch dieser Fundus, und Erkemar Zodesti war so ziemlich der einzige Physikus in Lashain, der Jean noch erklären musste, dass es für Locke keine Rettung mehr gab.

»Keine neuen Symptome«, sagte Malcor, ein rundlicher alter Mann mit einem grauen Bart, der von seinem Kinn abstand wie eine nahende Gewitterwolke. Malcor war ein Straßenheiler ohne formelle Ausbildung oder Zulassung, aber von all diesen Typen, die es in Lashain gab, war er am häufigsten nüchtern. »Lediglich eine neue Erscheinungsform der bereits bekannten Symptome. Sie können ganz beruhigt sein.«

»Wohl kaum«, sagte Locke. »Trotzdem vielen Dank, dass Sie sich so schön meinen Lustgriffeln gewidmet haben.«

Malcor hatte Lockes Fingerspitzen mit einem Brei aus Maismehl und Honig bestrichen und dann mit trockenen Leinenstreifen bandagiert, bis die Hand einem nutzlosen Stoffklumpen glich.

»Heh. Na gut, die Götter lieben einen Mann, der über sein eigenes Leid lacht.«

»Leiden zu müssen ist verdammt langweilig. Wenn man sich gerade nicht in einem Zustand der Volltrunkenheit befindet, sucht man sich etwas zum Lachen.«

»Dann ist diese Blutung also nichts Neues? Sein Zustand hat sich nicht verschlimmert?«, hakte Jean nach.

»Ich will es mal so ausdrücken: Es handelt sich um eine neue Unannehmlichkeit.« Malcor zögerte, dann zuckte er mit den Schultern. »Und was die sanguinen Körpersäfte betrifft, die er bereits verloren hat ... nun, dazu kann ich nicht viel sagen. Eine genaue Untersuchung seines Wassers könnte vielleicht ...«

»Wenn Sie eine Schüssel voller Pisse haben wollen«, fiel Locke ihm ins Wort, »dann können Sie auf Ihre private Reserve zurückgreifen. Seit meiner Ankunft hier habe ich genug von meiner Pisse weggegeben.«

»Nun ja.« Malcors Knie knirschten wie rostige Türangeln, als er aufstand. »Dann werde ich Ihre Pisse also nicht untersuchen. Ich kann Ihnen allerdings eine Pille dalassen, die Ihnen

für zwölf bis vierundzwanzig Stunden wirklich Erleichterung verschafft und Ihre Körpersäfte vielleicht anregt, sich zu erneuern.«

»Herrlich«, sagte Locke. »Ist es dieses Mal die Pille, die hauptsächlich aus Kreide besteht? Oder ist es die aus Zucker? Ich bevorzuge Zucker.«

»Hören Sie ... Jetzt hören Sie mir mal gut zu!« Malcors runzliges altes Gesicht lief rot an. »Ich trage vielleicht keine Kollegiums-Robe, aber wenn ich einmal zu den Göttern gehe, dann wissen die, dass ich mich tatsächlich bemüht habe, die Leiden meiner Patienten zu lindern!«

»Schon gut, alter Mann.« Locke hustete und rieb sich mit der nicht bandagierten Hand die Augen. »Ich weiß ja, dass Sie es nur gut meinen. Aber ersparen Sie mir Ihr Placebo.«

»Ihr Freund soll Ihnen in ein paar Stunden den Verband entfernen«, sagte Malcor gereizt und zog sich wieder seinen abgewetzten Gehrock an, der mit dunklen Flecken übersät war. »Mäßigen Sie sich beim Trinken. Verdünnen Sie den Wein mit Wasser.«

»Seien Sie unbesorgt. Mein Freund hier verwässert meinen Wein wie die ängstliche Anstandsdame einer jungfräulichen Prinzessin.«

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Jean, als er Malcor nach draußen begleitete. »Wenn er krank ist, ist er schwierig.«

»Er hat noch zwei oder drei Tage zu leben«, sagte der alte Mann.

»Das können Sie nicht ...«

»Doch, ich kann. Die Blutungen haben sich verschlimmert. Seine Schwäche ist ausgeprägter. Seine Körpersäfte sind in einer Weise aus dem Gleichgewicht geraten, die zum Tode führt, und ich bin mir sicher, dass eine Untersuchung seines Wassers zeigen würde, dass sich Blut darin befindet. Ich habe versucht, ihm Mut zu machen, aber Ihr Freund lässt sich offensichtlich nicht täuschen.«

»Aber ...«

»Und genauso sollten Sie der Wahrheit ins Gesicht sehen.«

»Es muss doch jemanden geben, der ihm helfen kann.«

»Die Götter.«

»Wenn ich nur Zodesti dazu bringen könnte ...«

»Zodesti?« Malcor lachte. »Was für eine Verschwendung von Talent! Zodesti behandelt nur zwei Krankheiten: Reichtum und Prominenz. Er würde sich nicht mal dazu herablassen, auch nur den Puls Ihres Freundes zu fühlen.«

»Und mehr können Sie nicht dazu sagen? Haben Sie keine anderen Vorschläge?«

»Holen Sie Priester. Solange er noch bei klarem Verstand ist.« Jean funkelte ihn wütend an, und der alte Straßenheiler fasste ihn sanft bei den Schultern. »Ich weiß nicht, welches Gift Ihren Freund umbringt. Aber das Gift, das Sie vernichtet, nennt man Hoffnung.«

»Danke, dass Sie Zeit für uns hatten«, knurrte Jean. Er schüttelte mehrere Silbermünzen aus seiner Börse. »Falls ich noch mehr von diesen wunderbaren Erkenntnissen benötige ...«

»Eine einzige *duvesta* genügt«, sagte Malcor. »Und obwohl Sie jetzt nicht gut auf mich zu sprechen sind, möchte ich Sie darauf hinweisen, dass ich jederzeit zu Ihrer Verfügung stehe, wenn Sie mich brauchen. Wenn es auf das Ende zugeht, wird das Leiden Ihres Freundes sich vermutlich noch weiter verschlimmern.«

Die Sonne war untergegangen, und die Türme der Stadt erwachten zum Leben, mit feurigen Punkten, die sich gegen die dunkler werdende Nacht abhoben. Während er Malcor hinterherblickte, der die Straße hinunterging, wünschte sich Jean nichts mehr als einen Gegner, den er verprügeln konnte.

»Einen schönen Tag auch«, grüßte Jean, als er sich wieder einmal der Gartenpforte näherte. Es war die zweite Nachmittagsstunde des nächsten Tages, und der Himmel dräute über ihm wie eine brodelnde graue Masse. Noch hatten die Schleusen sich droben nicht geöffnet, aber es würde mit Sicherheit bald regnen. »Ich bin hier mit meiner üblichen Bitte.«

»Wie völlig unerwartet«, frotzelte der alte Mann hinter den eisernen Gitterstäben.

»Ist der Zeitpunkt jetzt genehm?« Aus dem Garten konnte Jean wieder Gelächter hören, begleitet von einer Reihe von Aufprallgeräuschen, als würde etwas gegen eine Steinwand geworfen. »Oder ist der Gelehrte anderweitig beschäftigt mit ...«

»Mit Arbeit. Fremder, ist Ihnen entfallen, worüber wir gestern gesprochen haben?«

»Ich flehe Sie an, Sir.« Jean legte so viel leidenschaftliche Aufrichtigkeit in seine Stimme, wie er konnte. »Ein braver Mann liegt im Sterben und bedarf dringend der Hilfe. Hat Ihr Meister nicht als Physikus einen Eid des Kollegiums geschworen?«

»Was er geschworen hat und was nicht, geht Sie nichts an. Außerdem liegen viele brave Männer im Sterben und bedürfen dringend der Hilfe, in Lashain und Karthain und an jedem anderen Ort der Welt. Sehen Sie, dass der Gelehrte sein Pferd sattelt und sie aufsucht?«

»Bitte.« Jean schüttelte einen neuen Umschlag und klimperte mit den darin enthaltenen Münzen. »Überbringen Sie ihm wenigstens diese Botschaft, um der Liebe sämtlicher Götter willen.«

Mit finsterem Blick, aber hämisch grinsend, fasste der Diener durch die Gitterstäbe. Jean ließ den Umschlag fallen, packte den Mann beim Kragen und knallte ihn brutal gegen das Tor. Im nächsten Moment hielt Jean ein Messer in der freien Hand.

Es war ein Faustmesser, so gehalten, dass man damit zustoßen konnte, und nicht mit dem Griff eines Fechters. Die Klinge,



die aus Jeans Faust hervorragte, war einen halben Fuß lang und gekrümmt wie eine Tierkralle.

»Ein solches Messer taugt nur zu einer einzigen Sache«, flüsterte Jean. »Sehen Sie die Klinge? Wenn Sie schreien oder versuchen, sich loszureißen, tragen Sie Ihr Bauchfett wie eine Schürze um die Lenden. Öffnen Sie das Tor.«

»Dafür werden Sie mit dem Leben büßen!«, zischte der Diener. »Man wird Ihnen die Haut abziehen und Sie in Salzwasser kochen.«

»Und was nützt Ihnen das?« Jean drückte ihm das Messer gegen den Bauch. »Öffnen Sie jetzt das Tor. Wenn Sie sich weigern, hole ich mir die Schlüssel von Ihrer Leiche.«

Mit zitternder Hand schloss der alte Mann das Tor auf. Jean stieß es zur Seite, schnappte sich wieder den Diener und drehte ihn um. Jetzt drückte er ihm das Messer ins Kreuz.

»Bringen Sie mich zu Ihrem Herrn. Bleiben Sie ganz ruhig. Sagen Sie ihm, dass ein bedeutender Notfall eingetreten ist und er gewillt sein wird, sich mein Angebot anzuhören.«

»Der Gelehrte befindet sich im Garten. Aber Sie sind ja verrückt ... Er hat Freunde an den höchsten Stellen ... urk!«

Jean stieß ihn wieder mit dem Messer an und zwang ihn, vorwärts zu gehen.

»Natürlich«, sagte Jean. »Aber haben Sie Freunde, die Ihnen näher sind als mein Messer?«

In der Mitte des Gartens trafen sie auf einen untersetzten Mann von ungefähr Mitte dreißig und eine Frau, die bestimmt noch keine zwanzig war. Sie schienen sich köstlich zu amüsieren und lachten herzhaft. Beide trugen leichte Kniehosen, Seidenhemden und gepolsterte Lederhandschuhe. Das erklärte das rhythmische Aufprallgeräusch, das Jean zuvor gehört hatte. An einer freien Stelle der Steinmauer hatten sie *pursava* gespielt, »Partnerjagd«, eine aristokratische Version von Handball.

»Sir, Madam, ich bitte tausendmal um Vergebung«, sagte der Diener, nachdem Jean ihm abermals die Klinge ins Kreuz gebohrt

hatte. Jean stand einen halben Schritt hinter dem Mann, und weder Zodesti noch sein Gast konnten sehen, wodurch er sich Zutritt zu dem Garten verschafft hatte. »Aber die Angelegenheit ist sehr dringlich.«

»Dringlich?« Zodesti hatte einen Wuschelkopf von schwarzen Locken, die jetzt nass von Schweiß waren, und er sprach mit einem leichten Verrari-Akzent der Oberschicht. »Für wen spricht dieser Bursche?«

»Für einen bedeutenden Freund«, antwortete Jean. »In der üblichen Weise. Es wäre nicht ziemlich, diese Angelegenheit vor der jungen Dame ...«

»Bei den Göttern, ich bestimme selbst, was sich in meinem Garten ziemt und was nicht! Dieser Bursche hat Nerven, Loran. Sie kennen meine Prioritäten. Es ist hoffentlich ernst.«

»Es ist sehr ernst, Sir.«

»Sehen Sie zu, dass er Ihnen genauere Angaben macht. Sollte ich in Erwägung ziehen, mich der Sache zu widmen, kann er nach dem Dinner noch einmal vorsprechen.«

»Es wäre besser, die Angelegenheit sofort in Angriff zu nehmen«, wandte Jean ein. »Für alle Beteiligten.«

»Bei allen Höllen, was glauben Sie wohl, wer Sie sind? Ich gebe einen Scheiß darauf, wie ernst es ist! Loran, werfen Sie diesen ...«

»Ihre Weigerung wird zur Kenntnis genommen und höflich abgelehnt!« Jean versetzte Loran einen heftigen Stoß, und der alte Mann fiel auf den Rasen. Eine halbe Sekunde später war Jean bei Zodesti, schlang seinen kräftigen Unterarm um den Hals des Arztes und hielt die Klinge so, dass die junge Frau sie sehen musste. »Wenn Sie um Hilfe rufen, Madam, benutze ich das Messer. Es täte mir sehr leid, wenn ein Unglück, das dem Gelehrten zustieße, Ihr Gewissen belasten würde.«

»Ich ... ich ...«, stammelte sie.

»Von mir aus können Sie brabbeln, so viel Sie wollen, Hauptsache, Sie schreien nicht. Und was *Sie* betrifft ...« Jean übte

Druck auf die Luftröhre des Mannes aus, um ihm seine Kräfte zu demonstrieren, und der Physikus keuchte. »Ich habe mich bemüht, höflich zu sein. Ich hätte Sie gut bezahlt. Aber jetzt bringe ich Ihnen eine neue Methode bei, wie man Geschäfte macht. Besitzen Sie einen Notfallkoffer, den Sie mitnehmen, wenn Sie zu einem Fall von Vergiftung gerufen werden? Irgendwelches Zeug, das Sie für einen Hausbesuch benötigen?«

»Ja«, ächzte Zodesti. »Die Sachen sind in meinem Arbeitszimmer.«

»Wir alle gehen jetzt schön ruhig ins Haus. Kommen Sie wieder auf die Beine, Loran. Gibt es auf diesem Anwesen eine Kutsche mitsamt Kutscher, Zodesti?«

»Ja.«

»Dann steigen wir alle ein, als sei nichts passiert. Wenn einer von Ihnen mir irgendwelche Probleme macht, bei den Göttern, dann beginne ich eine neue Laufbahn als Halschirurg!«

## 7

Der heikelste Teil bestand darin, sie alle in Zodestis Arbeitszimmer hineinzubugsieren, vorbei an den neugierigen Blicken eines Kochs und eines Küchenjungen. Aber keine von Jeans Geiseln machte eine Szene, und schon bald befand sich zwischen ihnen und jeder möglichen Einmischung die Arbeitszimmertür. Jean schob den Riegel vor, lächelte und sagte: »Loran, würden Sie wohl ...«

In diesem Augenblick fand der alte Mann den Mut zu einem letzten verzweifelten Kampf. So wütend Jean auch war, er brachte es nicht übers Herz, den armen Idioten zu erstechen, sondern rammte ihm stattdessen die Kante der Hand, mit der er das Messer hielt, gegen das Kinn. Bewusstlos ging der Diener zu Boden. Zodesti flitzte zu einem Schreibtisch, der in einer Ecke

stand, und riss eine Schublade auf, ehe Jean ihn beim Kragen packte und ihn auf den Fußboden neben Loran schleuderte. Jean blickte in die Schublade und lachte.

»Mit einem Brieföffner wollten Sie gegen mich kämpfen? Setzen Sie sich hin, alle beide.« Jean deutete auf zwei Stühle an der hinteren Wand. Während Zodesti und seine Gefährtin dort saßen, mit großen Augen wie Schüler, die darauf warteten, von einem Lehrer bestraft zu werden, trennte Jean einen der Vorhänge ab, die neben dem Fenster hingen, dessen Läden geschlossen waren. Er schnitt den Stoff in Streifen und warf sie Zodesti in den Schoß.

»Ich verstehe nicht recht ...«

»Ihre junge Freundin stellt ein Problem dar«, erklärte Jean. »Nichts für ungut, Madam, aber eine Geisel ist schon schwer genug zu beaufsichtigen, von zweien ganz zu schweigen. Besonders, wenn die Situation neu für sie ist und sie keine Ahnung haben, wie sie sich verhalten müssen. Dann stellen sie sich unbeholfen an wie alle Amateure. Deshalb sperren wir Sie in diesen hübschen großen Schrank da drüben, wo man Sie nicht zu früh, aber auch nicht *zu spät* finden wird.«

»Wie können Sie es wagen«, fauchte die junge Frau. »Wissen Sie, wer mein Onkel ist ...«

»Die Zeit ist kostbar, und mein Messer ist scharf«, unterbrach Jean sie. »Wenn ein Diener der Familie irgendwann einmal diesen Schrank öffnet, soll er Sie dann lebend oder tot vorfinden?«

»Lebend«, krächzte sie.

»Knebeln Sie sie, Gelehrter«, befahl Jean. »Dann fesseln Sie sie und achten darauf, dass die Knoten ordentlich fest sind. Wenn Sie damit fertig sind, werde ich mich selbst davon überzeugen, dass Sie alles richtig gemacht haben. Und sobald die junge Dame versorgt ist, verfahren Sie genauso mit dem alten Loran.«

Während Zodesti seine *pursava*-Partnerin verschnürte (ange-

nommen, dass es sich bei ihr um mehr nicht handelte), riss Jean noch einen Vorhang herunter und schnitt ihn in Streifen. Seine Blicke wanderten zu den verglasten Schränken im Raum. Sie enthielten Bücher, Glasgefäße, Pflanzenproben, alchemische Pulver und bizarre chirurgische Instrumente. Jean schöpfte Mut; wenn Zodestis Esoterika seine tatsächlichen Talente widerspiegeln, dann bekam er letzten Endes vielleicht doch noch eine Antwort.

## 8

»Das reicht«, sagte Jean.

»Michel«, rief Zodesti und lehnte sich aus dem Seitenfenster der Kutsche. »Halten Sie hier.«

Ratternd kam das Gefährt zum Stehen, und der Kutscher sprang von seinem Sitz, um den Wagenschlag zu öffnen. Jean, das Messer von dem langen Ärmel seines Rocks halb verborgen, bedeutete Zodesti, als Erster auszusteigen. Der Gelehrte kletterte aus der Kutsche, in einer Hand eine Ledertasche, in der anderen ein Bündel Kleider.

Mittlerweile fiel ein leichter Regen, wofür Jean den Göttern dankte. Er vertrieb Gaffer von den Straßen, und der bedeckte Himmel verlieh der Stadt eine eher abendliche Stimmung, obwohl es erst mitten am Nachmittag war. Mehr konnte sich ein Entführer nicht wünschen.

Jean hatte befohlen, dass die Kutsche circa zwei Blocks von der Villa Suvela anhielt, vor einer Gasse, die in Schleifen und Windungen zu ihr führte und von der unterwegs ein Dutzend Seitengässchen zu anderen möglichen Zielen abzweigten.

»Der Gelehrte wird ein paar Stunden Zeit benötigen«, sagte Jean und reichte dem Kutscher ein zusammengefaltetes Stück Pergament. »Warten Sie an dieser Adresse auf uns.«

Die Adresse, die auf dem Pergament stand, war die einer Kaffeestube in Lashains Handelsdistrikt, der eine halbe Meile entfernt lag. Der Kutscher runzelte die Stirn.

»Ist es Ihnen recht so, Sir? Sie werden Ihr Dinner versäumen ...«

»Es ist alles in Ordnung, Michel«, erwiderte Zodesti mit einem Anflug von Gereiztheit. »Befolgen Sie nur die Anweisungen.«

»Selbstverständlich, Sir.«

Nachdem die Kutsche die Straße hinuntergerattert war, zerzte Jean Zodesti in die Gasse und sagte: »Sie können trotz allem am Leben bleiben. Ziehen Sie die Sachen an, so wie wir es besprochen haben.«

Das Kleiderbündel enthielt einen verbeulten Hut und einen vom Regen fleckigen Umhang; beides gehörte Loran, der ähnlich gebaut war wie sein Herr. Zodesti warf sich den Umhang über, und Jean zog einen Streifen des zerschnittenen Vorhangs aus seiner Tasche.

»Was, zum Henker, hat das schon wieder zu bedeuten?«, beschwerte sich Zodesti.

»Hatten Sie etwa geglaubt, ich würde mir all diese Mühe machen und Sie dann sehen lassen, wohin ich Sie bringe? Ich dachte mir, Sie würden es vorziehen, wenn ich Ihnen die Augen verbinde, statt Sie bewusstlos zu schlagen.«

Zodesti hielt still, als Jean ihm die Augen verband, ihm die Kapuze des Umhangs über den Kopf zog und zum Schluss den Hut darüberstülpte. Das Ergebnis war gut. Die Augenbinde wurde von der Hutkrempe verborgen oder verlor sich im Schatten der Kapuze; jemand, der sich ihnen bis auf wenige Schritte näherte, würde nicht das Geringste bemerken.

Aus Zodestis Arzttasche nahm Jean eine Flasche Wein. Er entkorkte sie (er hatte die halbvolle Flasche in Zodestis Arbeitszimmer gefunden), schüttete ein wenig von dem Inhalt auf den Physikus, kippte den Rest auf den Boden und drückte Zodesti die leere Flasche in die rechte Hand. Nach dem Geruch zu urteilen,

der sie umgab, vermutete Jean, dass er gerade einen sehr teuren *kameleona* vergeudet hatte.

»Und jetzt«, sagte Jean, »sind Sie mein betrunkenere Freund, den ich an einen sicheren Ort geleite. Halten Sie den Kopf gesenkt.« Jean drückte Zodesti die Arzttasche in die linke Hand. »Ich lege meine Arme um Sie, damit Sie nicht straucheln und hinfallen, und mein Messer ist Ihnen näher, als Ihnen lieb sein kann.«

»Dafür wird man Sie bei lebendigem Leib kochen, Sie Hurensohn.«

»Lassen Sie meine Mutter aus dem Spiel. Achten Sie auf Ihre Füße.«

Sie brauchten ungefähr zehn Minuten, um Seite an Seite zu dem Mietshaus zu stolpern. Unterwegs gab es keine Komplikationen. Die wenigen Menschen, die draußen durch den Regen liefen, hatten anscheinend Besseres vor, als ihr Augenmerk zwei Säufern zu schenken.

Sobald sie sich im Eingangsbereich ihrer Wohnung befanden, verriegelte Jean die Wohnungstür, schubste Zodesti auf einen Stuhl und sagte: »Jetzt sind wir ganz unter uns. Wenn Sie versuchen zu fliehen, zu schreien oder *irgendwie* auf sich aufmerksam zu machen, tue ich Ihnen weh. *Sehr* weh sogar.«

»Hören Sie auf, mich zu bedrohen, und zeigen Sie mir Ihren verfluchten Patienten.«

»Gleich.« Jean öffnete die Tür zum Wohnungsinnern, sah, dass Locke wach war, und bedeutete ihm schnell in ihrer privaten Zeichensprache: *Nenne keine Namen*.

»Wofür hältst du mich?«, brummte Locke. »Für einen Idioten? Ich wusste, dass er nicht aus freien Stücken hier auftauchen würde.«

»Woher ...«

»Du hast deine Kampfstiefel angezogen und die Ausgehschuhe in der Garderobe gelassen. Und alle deine Waffen mitgenommen.«

»Also.« Jean nahm Zodesti die Augenbinde und die Verkleidung ab. »Machen Sie es sich bequem, und fangen Sie an zu arbeiten.«

Der Physikus griff nach seiner Tasche, streifte Jean mit einem hasserfüllten Blick und begab sich an Lockes Bett. Ein Weilchen starrte er Locke an, dann zog er einen hölzernen Stuhl herüber und setzte sich.

»Ich rieche Wein«, sagte Locke. »*Kameleona*, glaube ich. Haben Sie vielleicht welchen mitgebracht?«

»Nur den, in dem Ihr Freund mich gebadet hat«, erwiderte Zodesti. Ein paarmal schnippte er vor Lockes Augen mit den Fingern, dann fühlte er ihm an beiden Handgelenken den Puls. »Meine Güte, Sie befinden sich ja in einem traurigen Zustand. Sie vermuten, Sie wurden vergiftet?«

»Nein«, antwortete Locke und hustete. »Ich bin eine verdammte Treppe runtergefallen. Wonach sieht es denn aus?«

»Kannst du nicht wenigstens ein Mal höflich zu einem Arzt sein, der dich aufsucht?«, knurrte Jean.

»*Du* hast ihn entführt und hierhergeschleppt, findest du *das* vielleicht höflich?«, schnauzte Locke.

»Da mir offenkundig gar keine andere Wahl bleibt«, sagte Zodesti, »werde ich Sie gründlich untersuchen. Es könnte ein bisschen unangenehm werden, aber fangen Sie gar nicht erst an zu jammern. Ich würde Ihnen ohnehin nicht zuhören.«

Zodestis erste Untersuchung dauerte eine Viertelstunde. Er drückte und knetete Lockes Gelenke und Gliedmaßen, wobei er Lockes Murren ignorierte, begann bei den Oberarmen und arbeitete sich bis zu den Füßen vor.

»Sie verlieren das Gefühl in Ihren Extremitäten«, stellte Zodesti schließlich fest.

»Woher, zur Hölle, wollen Sie das wissen?«

»Ich habe gerade mit einer Lanzette in Ihre großen Zehen gestochen.«

»Sie haben Löcher in meine Füße gebohrt?«



»Sie verlieren an anderen Stellen so viel Blut, dass es auf diese paar Tropfen auch nicht mehr ankommt.« Zodesti kramte in seiner Tasche, förderte ein seidenes Etui zutage und entnahm ihm Augengläser mit übergroßen Linsen. Er schob sich die Brille auf die Nase, zog Lockes Lippen zurück und prüfte seinen Gaumen und die Zähne.

»Ikin do kei Cheichferd«, nuschelte Locke.

»Seien Sie still.« Zodesti schnappte sich einen von Lockes abgenommenen Verbänden, suchte eine saubere Stelle und drückte sie mehrere Sekunden lang gegen seinen Gaumen. Dann nahm er das Stück Stoff wieder weg und betrachtete es stirnrunzelnd.

»Aus Ihrem Gaumen sickert Blut. Und ich sehe, dass Ihre Fingernägel geschnitten sind«, sagte Zodesti.

»Ja und?«

»Wurden sie an einem Tag der Buße geschnitten?«

»Wie soll ich mich daran erinnern können, verdammt nochmal?«

»Wenn man die Nägel an einem anderen Tag als am Tag der Buße schneidet, schwächt das das Blut. Sagen Sie, als die Symptome das erste Mal auftraten, haben Sie daran gedacht, einen Amethyst zu schlucken?«

»Leider hatte ich keinen zur Hand.«

»Dass Sie sich mit den Grundlagen der Medizin so wenig auskennen, ist Ihr persönliches Pech. Ihrer Aussprache nach scheinen Sie aus dem Osten zu kommen, deshalb wundert mich gar nichts.«

Danach beschäftigte sich der Physikus noch eine Stunde lang mit Locke, wobei seine Tests immer esoterischere Formen annahmen. Argwöhnisch lauerte Jean hinter ihm und achtete auf mögliche Anzeichen für einen Verrat. Schließlich seufzte Zodesti, stand auf und wischte seine blutigen Hände an Lockes Bettlaken ab.

»Ihnen wird der zweifelhafte Ruhm zuteil«, verlaublich Zodesti, »dass Sie von einer Substanz vergiftet wurden, deren

Natur außerhalb meines Erfahrungsbereichs liegt. In Anbetracht der Tatsache, dass ich einen Meisterring in Alchemie habe, der mir vom Theriner Kollegium verliehen ...«

»Mögen die Götter Ihren Schmuck verdammen«, schnitt Jean ihm das Wort ab. »Können Sie irgendetwas *tun*?«

»Am Anfangsstadium der Vergiftung wäre das vielleicht sogar möglich gewesen, wer kann das schon wissen? Aber jetzt ...« Zodesti zuckte die Achseln.

»Sie Wurm!« Jean packte Zodesti bei den Rockaufschlägen, schwenkte ihn herum und knallte ihn gegen die Wand neben Lockes Bett. »Sie arroganter, heuchlerischer Hochstapler! Und Sie sollen der beste Arzt sein, den diese Stadt zu bieten hat? TUN SIE ETWAS!«

»Ich kann aber nichts tun«, versetzte Zodesti in einem neuen, entschlossenen Tonfall. »Denken Sie, was Sie wollen; machen Sie, was Sie wollen. Es steht nicht in meiner Macht, ihm zu helfen. Und ich wage zu behaupten, wenn ich ihn nicht retten kann, dann kann das keiner.«

»Lass ihn los«, forderte Locke.

»Es muss doch eine Möglichkeit geben ...«

»Lass ihn los!« Locke würgte, spuckte noch mehr Blut aus und bekam einen Hustenanfall. Jean gab Zodesti frei. Der Physikus entzog sich ihm und funkelte ihn erbot an.

»Kurz nachdem ihm das Gift verabreicht wurde«, erklärte Zodesti, »hätte ich versuchen können, es mit einem starken Abführmittel aus dem Körper zu entfernen. Oder seinen Magen mit Pergamentbrei zu füllen. Oder ihn zur Ader zu lassen, um das Gift zu verdünnen. Aber diese Substanz ist schon viel zu lange in seinem Körper. Selbst bei bekannten Giften«, fuhr er fort, während er seine Instrumente wieder in die Tasche packte, »gibt es einen Punkt, an dem der Schaden, der den Organen oder Körpersäften zugefügt wurde, nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Gegengifte erneuern kein totes Fleisch. Und in diesem Fall haben wir es obendrein mit einem unbekanntem Gift

zu tun. Das Blut fließt aus ihm heraus. Ich kann es nicht einfach in ihn zurückgießen.«

»Verdammt noch mal«, flüsterte Jean.

»Die Frage lautet nicht mehr *ob*, sondern *wann*«, sagte Zodesti.

»Hören Sie, Sie hässlicher Dreckskerl, trotz der Art und Weise, wie Sie mich in diesen Schlamassel hineingezogen habe, habe ich ihm meine volle und ehrliche Aufmerksamkeit geschenkt.«

»Ich weiß.« Langsam trat Jean an den Tisch mit den Leinentüchern, nahm einen Tonbecher und füllte ihn mit Wasser aus dem Krug. »Haben Sie ein Mittel, das einen in einen tiefen Schlaf versetzt? Für den Fall, dass seine Schmerzen schlimmer werden?«

»Selbstverständlich.« Zodesti holte ein kleines Briefchen aus seiner Tasche. »Geben Sie ihm dies in Wasser oder Wein, und er kann die Augen nicht mehr offen halten.«

»Moment mal!«, protestierte Locke.

»Her damit!«, sagte Jean. Er nahm das Tütchen, schüttete den Inhalt in das Wasser und schwenkte den Becher einige Male.

»Wie lange wirkt das Mittel?«

»Etliche Stunden.«

»Gut.« Jean reichte Zodesti den Becher und deutete mit seinem Messer darauf. »Austrinken.«

»Was?«

»Ich will nicht, dass Sie zum erstbesten Konstabler rennen, sobald ich Sie auf der Straße abgeladen habe.«

»Für wie dumm halten Sie mich, wenn Sie glauben, ich würde versuchen, Ihnen wegzulaufen ...«

»Für wie dumm halten *Sie* mich, wenn Sie glauben, ich würde Ihnen auch nur einen Schritt weit trauen. Trinken Sie das ganze Zeug aus, oder ich breche Ihnen die Arme.«

Hastig kippte Zodesti den Inhalt des Bechers herunter. »Bei den Göttern, wie werde ich lachen, wenn Sie geschnappt werden, Sie Hurensohn.« Nachlässig warf er den Becher auf Lockes Bett und setzte sich hin, mit dem Rücken an eine Wand gelehnt. »Sämtliche Richter von Lashain sind meine Patienten. Ihr Freund

ist zu krank, um zu fliehen. Falls er noch am Leben ist, wenn man Sie einkassiert hat, wird man ihn strecken und vierteilen, nur damit Sie zugucken können, während Sie auf Ihre eigene Exe... Exekution ...«

Ein paar Sekunden später sackte sein Kopf nach vorn, und er fing an zu schnarchen.

»Glaubst du, er stellt sich nur schlafend?«, fragte Locke.

Zodesti saß mit ausgestreckten Beinen da. Jean stieß ihm leicht die Spitze seines Messers in die linke Wade. Der Arzt rührte sich nicht.

»Tut mir leid, das aussprechen zu müssen, aber hab' ich's dir nicht gleich gesagt?« Locke lehnte sich in seine Kissen zurück und faltete die Hände. »Nein, warte, es tut mir *nicht* leid. Ich könnte jetzt eine Flasche Wein gebrauchen, und dieses Mal gießt du kein Wasser ...«

»Ich hole Malcor«, sagte Jean. »Er soll über Nacht hierbleiben. Du brauchst konstante Pflege.«

»Verdammt noch mal, Jean, wach endlich auf.« Locke hustete und klopfte sich auf die Brust. »Was für eine Umkehrung der Verhältnisse, nicht wahr? In Vel Virazzo wollte ich sterben, und du hast mich wieder zu Verstand gebracht. Jetzt sterbe ich tatsächlich, und du hast deinen Verstand verloren.«

»Es gibt ...«

»Keine Ärzte mehr, Jean. Keine Alchemisten mehr und auch keine Straßenheiler. Es hat keinen Sinn mehr, auf ein Wunder zu hoffen.«

»Wie kannst du nur so daliegen wie ein Fisch auf dem Trockenen, ohne um dein Leben zu kämpfen?«

»Ich könnte ja ein bisschen herumzappeln, wenn du meinst, dass das hilft.«

»Der Graue König hat dich zerlegt wie ein Kalbsschnitzel, und du hast dich wieder erholt. Warst hinterher doppelt so frech wie zuvor.«

»Schwertwunden. Wenn sie sich nicht grün verfärben, kann

man damit rechnen, dass sie abheilen. Das liegt in der Natur der Dinge. Bei Schwarzer Magie gilt diese Regel nicht.«

»Ich gebe dir Wein, aber du wirst ihn mit zwei Teilen Wasser verdünnt trinken, wie Malcor es angeordnet hat. Und ich will, dass du heute Abend isst, so viel du nur kannst. Du musst bei Kräften bleiben ...«

»Ich werde essen, aber nur, damit der Wein ein bisschen Grundlage hat. Alles andere ist sinnlos, Jean. Für mich gibt es keine Heilung.«

»Wenn du nicht geheilt werden kannst, dann musst du es halt erdulden. So lange durchhalten, bis es von selbst verschwindet wie Fieber.«

»Das Gift ist ganz bestimmt ausdauernder als ich.« Locke hustete und betupfte seinen Mund mit dem Überschlaglaken. »Jean, du hast uns Ärger eingehandelt, als du dieses kleine Wiesel aus seinem Haus geschleppt hast. Das siehst du doch wohl ein.«

»Ich war sehr vorsichtig.«

»Mach dir nichts vor! Er kennt dein Gesicht, und so groß ist Lashain nicht. Pass auf, nimm das Geld, das noch übrig ist. Nimm es, und verlass heute Nacht die Stadt. Du kannst ein Dutzend verschiedene Berufe ausüben, du sprichst vier Sprachen, du wirst im Handumdrehen wieder zu Reichtum ...«

»Was ist das für ein unverständliches Gebrabbel.« Jean setzte sich auf die Bettkante und strich Locke sanft das schweißnasse Haar aus der Stirn. »Ich verstehe kein einziges Wort.«

»Jean, ich kenne dich. Wenn du vor Wut kochst, bringst du die Bevölkerung eines halben Straßenzugs um, aber du würdest *niemals* einem schlafenden Mann, der uns im Grunde nichts getan hat, die Kehle durchschneiden. Das heißt, dass früher oder später Konstabler unsere Tür eintreten. Sei bitte nicht hier, wenn sie anrücken.«

»Du bist selbst schuld an deinem Problem. Du hast es heraufbeschworen, als du heimlich das Gegengift in mein Glas tatest. Jetzt musst du die Konsequenzen ...«

»Zum Henker. Diese Chance hättest du mir auch noch genommen! Ihr Götter, all das Getue, um dich moralisch in ein besseres Licht zu rücken. Man könnte fast meinen, wir wären verheiratet.« Er hustete wieder und krümmte sich zusammen. »Die Götter müssen dich verdammt auf dem Kieker haben, dass sie dich zu meinem Pfleger machten«, sagte er dann leise. »Und das schon zum zweiten Mal.«

»Zur Hölle, die Götter machten mich zu deinem Kindermädchen, als ich zehn Jahre alt war. Du kannst nach Lust und Laune Königreiche zu Fall bringen. Aber du brauchst jemanden, der aufpasst, dass du nicht jedes Mal, wenn du eine Straße überquerst, von einer Kutsche überfahren wirst.«

»Das ist jetzt vorbei. Und für dich wäre es vielleicht besser gewesen, wenn ich tatsächlich mal von einer Kutsche überrollt worden wäre.«

»Siehst du das?« Jean zog die mit einer Schnur zusammengebundene Strähne schwarzen, krausen Haars aus seiner Rocktasche und hielt sie in die Höhe. »Siehst du das, du dämliches Arschloch? Du weißt, wem die gehört. Ich will nicht, dass noch jemand stirbt, der mir was bedeutet. Ich will es nicht. Hast du mich gehört, verdammt noch mal? *Ich lasse es einfach nicht zu!* Erspare mir deine wehleidigen Ergüsse, denn das hier ist keine Bühne, und ich habe nicht zwei Kupferstücke bezahlt, um mir die Augen aus dem Kopf zu heulen, weil jemand kurz vor seinem Tod noch eine Ansprache hält. Dazu wird es nicht kommen, hast du kapiert? Es ist mir egal, ob du eimerweise Blut hustest. Eimer kann ich tragen. Und von mir aus kannst du monatelang jaulen wie ein Hund. Du wirst essen, du wirst trinken, und du wirst den Kampf nicht aufgeben.«

»Also gut«, sagte Locke, nachdem beide eine Weile geschwiegen hatten. Er lächelte schief. »Wenn du schon deinen Dick Schädel durchsetzen willst, dann mach doch eine Flasche Wein auf, damit wir wenigstens mit dem Trinken anfangen können.«

Jean ließ Zodesti in einer Gasse ungefähr drei Blocks westlich der Villa Suvela zurück. Er versteckte ihn gut und begrub seine Tasche unter einem Haufen Müll. Nach seinem Aufwachen würde er nicht sonderlich erfreut sein, aber wenigstens blieb er am Leben.

In dieser Nacht veränderte sich Lockes Zustand kaum; er schlief unruhig und wurde immer wieder wach. Er nippte an seinem Wein, kaute widerwillig kalten Rinderbraten und weiches Brot, und die Blutungen wollten nicht aufhören. Jean nickte im Sitzen ein, wobei er sein restliches Bier über einer nutzlosen Abhandlung über Gifte verschüttete. In letzter Zeit waren die meisten ihrer Nächte in dieser Weise verlaufen.

Es regnete auch noch am nächsten Tag. Das schlechte Wetter hielt bis zum späten Abend an und hüllte die Stadt in Düsternis. Kurz bevor die von Wolken verhüllte Sonne unterging, machte sich Jean auf den Weg, um frische Vorräte einzukaufen. Keine zehn Minuten von der Villa Suvela entfernt, gab es einen Laden, in dem man wichtige Dinge des täglichen Bedarfs praktisch jederzeit erstehen konnte.

Als Jean zurückkam, war an der Wohnungstür nichts Auffälliges zu entdecken. Er hatte keinen Grund anzunehmen, irgend etwas stimmte nicht, bis er im Eingangsbereich nach unten blickte und die großen Pfützen auf dem Boden sah. Jemand war kürzlich über die Schwelle getreten und hatte das Regenwasser hereingetragen.

Bewegung zu beiden Seiten – zu viele Angreifer, die sehr gut vorbereitet waren. Ein Korb voller Lebensmittel und eine Flasche Wein waren keine Waffen. Unter dem Ansturm mehrerer Körper ging Jean zu Boden. Mit der Kraft der Verzweiflung zertrümmerte er eine Nase, trat gegen einen Fuß, versuchte, sich den Freiraum zu verschaffen, den er brauchte, um seine Äxte zu zücken und einzusetzen.

»Genug!«, donnerte eine gebieterische Stimme. Jean blickte

hoch. Die Tür zum Innern der Wohnung stand offen, und ein paar Männer beugten sich über Lockes Bett.

»Nein!«, brüllte Jean und hörte auf zu kämpfen. Vier Männer packten ihn und schleiften ihn in das Zimmer, wo er mindestens fünf weitere Gegner sah. Einer von ihnen schnappte sich ein Handtuch von dem Tisch mit der Wäsche und drückte es sich gegen die blutende Nase.

»Es tut mir leid«, sagte Locke heiser. »Sie kamen gleich nachdem du weg warst ...«

»Schnauze.« Der Sprecher war ein derber Typ in ungefähr Lockes und Jeans Alter. Er hatte das narbenübersäte Kinn eines Raufbolds, und seine Nase sah aus, als hätte er einmal damit einen schweren Sturz abgebremst. Sein Haupthaar war bis auf die Stoppeln abrasiert, und unter einem langen schwarzen Mantel trug er eine lederne Kampfkluft von hervorragender Qualität. Hätte Jean logisch nachgedacht, wäre ihm klar gewesen, dass Zodesti nicht die hiesige Gendarmerie damit beauftragen würde, seine Entführung zu rächen, sondern eine gänzlich andere Organisation. »Was macht dein Kopf, Leone?«

»Der Sseisskerl ha' mi' die Nane gebroch'n«, lallte der Mann, der sich das Handtuch vors Gesicht hielt.

»Das stärkt den Charakter.« Der Mann in dem schwarzen Mantel zog sich einen Stuhl heran und stellte ihn Jean hin. Dann verpasste er ihm einen schnellen, kräftigen Tritt in den Bauch. Jean hatte kaum Zeit zurückzuzucken, ehe die Schmerzen einsetzten. Er stöhnte, und die vier Männer, die ihn festhielten, lehnten sich mit ihrem ganzen Körpergewicht auf ihn, damit er keine Dummheiten versuchte.

»Warten Sie«, hustete Locke. »Bitte ...«

»Wenn ich noch einmal ›Schnauze‹ sagen muss«, dröhnte der Mann in dem schwarzen Mantel, »dann schneide ich dir deine verdammte Zunge raus und nagele sie an die Wand. Und jetzt halt die Klappe.« Er ließ sich auf den Stuhl sinken und lächelte. »Ich heiße Cortessa.«



»Whispers«, ächzte Jean. Das war viel schlimmer als die Gendarmerie. Whispers Cortessa war ein Machtfaktor in der Unterwelt von Lashain.

»So nennt man mich. Und du bist Andolini, nehme ich an.«

Unter diesem Namen hatte Jean ihre Wohnung angemietet, und er nickte.

»Wenn das dein richtiger Name ist, dann bin ich der König der Sieben Ströme«, spottete Cortessa. »Aber das kümmert hier niemanden. Kannst du mir verraten, warum ich hier bin?«

»Du hattest keine Schafe mehr, die du ficken kannst, und warst auf der Suche nach ein bisschen Abwechslung?«

»Bei den Göttern, ich liebe die Camorri. Sie sind von Natur aus einfach nicht in der Lage, etwas auf die leichte Art zu machen.« Cortessa schlug Jean so fest ins Gesicht, dass ihm die Tränen in die Augen schossen. »Nächster Versuch. Warum bin ich hier?«

»Dir ist zu Ohren gekommen«, keuchte Jean, »dass wir endlich ein Mittel zur Gesichtverschönerung gefunden haben. Für Leute, deren Visage man mit dem Arsch eines räudigen Kötters verwechseln kann.«

»Nein. Wenn es so was gäbe, würdest du es an dir selbst ausprobieren.« Cortessas nächster Schlag war keine Ohrfeige, sondern ein heimtückischer Boxhieb. Jean blinzelte, als sich der Raum um ihn drehte.

»Weißt du, ich würde *gern* hier sitzen und den Fußboden mit deinem Blut bespritzen. Leone würde es wahrscheinlich noch mehr genießen. Aber ich denke, ich kann uns allen eine Menge Zeit ersparen.« Cortessa wedelte mit der Hand, und einer der Männer, die neben Lockes Bett standen, hob eine Keule. »Was sollen wir deinem Freund zuerst brechen? Ein Knie? Ein paar Zehen? Ich kann kreativ sein.«

»*Nein*. Bitte.« Jean hätte mit seinem Kopf Cortessas Füße berührt, hätte man ihn nicht festgehalten. »Ich bin derjenige, den ihr haben wollt. Ich werde deine Zeit nicht länger verschwenden. Bitte.«

»Du bist derjenige, den wir haben wollen ... auf einmal? Wieso sollte ich dich haben wollen?«

»Ich denke mir, es hat mit einem gewisse Physikus zu tun.«

»Na endlich. War doch gar nicht so schwer.« Cortessa ließ seine Fingerknöchel knacken. »Hast du dir keine Gedanken darüber gemacht, was passieren wird, wenn jemand wie Zodesti nach dem Scheiß, den du gestern mit ihm angestellt hast, nach Hause kommt?«

»Es wäre nett gewesen, wenn er niemandem davon erzählt hätte.«

»Spiel hier nicht den Naiven. Nun, ich weiß, dass du ein Freund der Freunde bist. Mir kommt so manches zu Ohren. Anfangs, als du neu in Lashain warst, wusstest du, was sich gehört. Du bleibst friedlich, hast Geschenke verteilt, wusstest dich zu *benehmen*. Du warst eindeutig im Bilde, wie die Dinge in unserer Welt laufen. Hattest du allen Ernstes angenommen, Zodesti würde durch die Straßen rennen und schreien, dass man ihn aus seinem Haus entführt hätte, wie ein kleines Kind? War es nicht viel wahrscheinlicher, dass er ein paar vertrauliche Mitteilungen an Leute schicken würde, die wiederum andere Leute kennen?«

»Scheiße«, fluchte Jean.

»Ganz recht. Also, ich bekam den Job, und dabei fiel mir ein ... war da nicht ein großer, kräftiger Mann, der erst letzte Woche nach Alchemisten und Straßenheilern Ausschau hielt? Was könnten die wohl über ihn sagen? Ein schwerer Fall von Vergiftung? Ein Mann, der in der Villa Suvela in seinem Bett verblutet?« Cortessa breitete die Arme aus und lächelte glücklich. »Manche Probleme lösen sich wie von selbst.«

»Wie kann ich das wiedergutmachen?«, fragte Jean.

»Überhaupt nicht.« Cortessa stand auf und lachte.

»Bitte, lasst meinen Freund in Ruhe. Mit der Entführung hatte er nichts zu tun. Mit mir könnt ihr anstellen, was ihr wollt. Ich kooperiere. Aber ...«

»Sieh mal einer an, der hartgesottene Bursche ist weich geworden. Du willst kooperieren? Natürlich wirst du kooperieren, verdammt noch mal. Dich halten vier Männer!«

»Ich habe Geld«, sagte Jean. »Das könnt ihr haben. Ich könnte auch für euch arbeiten ...«

»Du besitzt nichts, was für mich von Interesse ist«, erwiderte Cortessa. »Das ist *dein* Problem. Aber ich habe ebenfalls ein Problem, und zwar kein geringes.«

»Ach ja?«

»Normalerweise kommt jetzt der Teil, wo wir aus deinen Eiern Suppe machen und zusehen, wie du sie trinkst. Normalerweise. Aber wir haben hier etwas, was man als *Interessenkonflikt* bezeichnen könnte. Einerseits bist du ein Ausländer und hast einem Lashani übel mitgespielt, der die richtigen Freunde hat. Und das bedeutet, dass wir dich umbringen müssen. Andererseits steht fest, dass du in Camorr einer Organisation angehörst oder zumindest einmal angehört hast. Der große Barsavi weilt zwar nicht länger unter uns, mögen die Götter seiner verkommenen Seele Frieden schenken, aber keiner, der noch alle seine Sinne beisammenhat, möchte sich mit den Capas anlegen. Du könntest jemandes Vetter sein. Wer weiß? In ein, zwei Jahren kommt vielleicht jemand hierher und sucht dich. Stellt in der Stadt Fragen. Upps! Jemand rät ihm, er soll doch mal auf dem Grund des Sees nachschauen. Und wer wird in einer Kiste nach Camorr geschickt, um dafür zu büßen? Meine Wenigkeit. Das bedeutet, dass wir dich *nicht* umbringen werden.«

»Wie ich schon sagte, habe ich ein bisschen Geld«, warf Jean ein. »Wenn das vielleicht hilfreich ist.«

»Das Geld gehört dir nicht mehr. Hilfreich ist aber, dass dein Freund hier bereits im Sterben liegt ... und wie es aussieht, wird er verdammt froh sein, wenn er es endlich überstanden hat.«

»Hör mal, lass ihn einfach hierbleiben. Er braucht Ruhe ...«

»Ich weiß. Deshalb packe ich euch ja beim Arsch und Krägen und schmeiße euch aus Lashain raus.« Cortessa gab seinen

Leuten einen Wink. »Räumt die Wohnung leer. Kippt das Wasser aus dem Krug. Gebt dem Hauswirt Bescheid, dass diese beiden Arschlöcher geächtet sind.«

»Bitte«, flehte Jean. »Bitte ...«

»Halt die Klappe. Eure Kleidung und eure Waffen dürft ihr behalten. Ich schicke euch nicht völlig nackt auf den Weg. Aber ich will, dass ihr abhaut. Bei Sonnenaufgang habt ihr die Stadt verlassen, andernfalls wird Zodesti euch höchstpersönlich die Ohren abschneiden. Dein Freund kann sich einen anderen Platz zum Sterben suchen.« Cortessa gab Locke einen Klaps auf das Bein. »Denk gut über mich, wenn du in der Hölle bist, du armes Schwein.«

»Vielleicht landest du selbst bald dort«, entgegnete Locke. »Dann werde ich dich mit einer Umarmung begrüßen.«

Cortessas Leute plünderten die Wohnung. Jeans Waffen stapelten sie sorgfältig auf dem Boden; alles andere nahmen sie mit oder machten es kaputt. Locke lag in seinen mit Blut befleckten Kniehosen und der Tunika auf der bloßen Matratze. Sogar das Bettzeug und die Laken hatten Cortessas Männer ihm weggenommen. Jeans persönliche Börse und der Geldbeutel, der ihre gemeinsamen Rücklagen enthielt, wurden geleert. Ein paar Minuten später stopfte einer von Cortessas Handlangern auch noch die leeren Börsen in seine Rocktaschen.

»Ah«, wandte sich Cortessa an Jean, als der Tumult sich langsam legte, »da wäre noch etwas. Leone darf sich eine Minute lang mit dir allein in einer Ecke beschäftigen. Wegen seiner Nase.«

»Geffegnet ffeiffst du, Boff«, murmelte Leone und betastete vorsichtig die blutunterlaufenen Schwellungen, die sich bis zu seiner Lippe ausgebreitet hatten.

»Und du wirst dich nicht wehren, Ausländer. Hebe nur einen Finger, und ich lasse deinem Freund den Bauch aufschlitzen.« Cortessa tätschelte Jeans Wange und rüstete sich zum Gehen. »Bis Sonnenaufgang verpisst ihr euch aus Lashain. Oder unser nächstes Gespräch findet im Keller des Gelehrten Zodesti statt.«

»Jean«, flüsterte Locke, sobald der letzte von Cortessas Schlägern gegangen war. »Jean! Wie geht es dir?«

»Mir geht's gut.« Jean kauerte an der Stelle, an der sich der Tisch mit der Wäsche befunden hatte, bevor er von Cortessas Männern fortgeschleppt wurde. Leone war einfalllos, aber enthusiastisch zu Werke gegangen, und Jean fühlte sich, als hätte man ihn einen felsigen Abhang hinuntergeworfen. »Ich ... ich liege halt nur gern auf dem Fußboden. Er hat mich freundlicherweise aufgefangen, als ich hinfiel.«

»Jean, hör mir zu. Ich hab etwas von dem Geld an mich genommen, als wir mit dem Boot hier eintrafen ... und ich hab's versteckt. Ich habe eine Fußbodendiele unter dem Bett gelockert.«

»Ich weiß, dass du das gemacht hast. Ich hab die Diele hochgehoben und das Geld wieder an mich genommen.«

»Du schleimiger Aal! Ich wollte, dass du nicht ganz mittellos dastehst, wenn du von hier abhaust ...«

»Mir war klar, dass du so was versuchen würdest, Locke. Und es gab nicht viele Verstecke, zu denen du von deinem Bett aus hättest hinstolpern können.«

»Argh!«

»Selber *argh*.« Jean wälzte sich mühsam auf den Rücken und starrte an die Zimmerdecke. Er atmete flach. Es schien nichts gebrochen zu sein, aber seine Rippen und alles, was an ihnen befestigt war, standen Schlange, um Beschwerde einzureichen. »Gib mir ein paar Minuten Zeit. Ich geh raus und besorge dir ein paar Decken. Ich kann einen Wagen organisieren. Vielleicht ein Boot. Bevor der Morgen dämmt, bringe ich dich irgendwie hier raus. Bis es hell wird, dauert es noch ein Weilchen, und wir können die Dunkelheit ausnutzen.«

»Jean, sie beobachten dich, solange du noch hier bist. Sie werden nicht zulassen, dass du ...« Locke hustete ein paarmal.

»... etwas Großes stiehlst. Und du wirst mich nicht tragen, das erlaube ich dir nicht.«

»Ich darf dich nicht tragen? Womit willst du dich gegen mich wehren, mit Sarkasmus?«

»Du hättest ein paar Tausend Solari als Grundstock haben können, Jean. Damit hättest du überall hingehen, alles Mögliche machen können.«

»Ich gab das Geld für das aus, was mir wichtig erschien. Und du wirst jetzt mit mir kommen. Wenn nicht, dann bleibe ich hier, und wir beide sterben gemeinsam.«

»Mit dir kann man nicht vernünftig reden.«

»Du bist ja selbst der Inbegriff der Kompromissbereitschaft, du sturer, verdammter Egoist!«

»Das ist kein fairer Wettkampf. Du hast mehr Energie für große Worte als ich.« Locke fing an zu lachen. »Bei den Göttern, sieh dich mal um. Es ist nicht zu fassen, aber sie haben selbst unser Brennholz mitgenommen.«

»Mittlerweile überrascht mich nichts mehr.« Mühsam und unter sichtlichen Schmerzen rappelte Jean sich auf. »Also, Bestandsaufnahme. Kein Geld. Nur die Kleidung, die wir am Leib tragen. Wobei sich das meiste Zeug an *meinem* Leib befindet. Ein paar Waffen. Kein Brennholz. Da ich bezweifle, dass man uns gestatten wird, innerhalb der Stadt was zu klauen, werde ich mich wohl als Straßenräuber betätigen müssen.«

»Und auf welche Weise gedenkst du die Kutschen zu stoppen?«

»Ich werfe dich auf die Straße und hoffe, dass sie nicht einfach über dich hinwegrollen.«

»Du bist ein kriminelles Genie. Denkst du, die Kutscher werden anhalten, weil sie so schreckliches Mitleid mit mir haben?«

»Wahrscheinlicher ist, dass sie vor Ekel einen Schreck kriegen und die Zügel anziehen.«

Es klopfte an der Wohnungstür.

Locke und Jean tauschten einen nervösen Blick, und Jean

nahm einen Dolch von dem kleinen Häufchen Waffen, das man ihnen dagelassen hatte.

»Vielleicht kommen sie noch mal zurück, um das Bett zu holen«, mutmaßte Locke.

»Würden *die* sich die Mühe geben und anklopfen?«

Jean versteckte den größten Teil seines Körpers hinter der Tür, als er sie öffnete, und den Dolch verbarg er hinter dem Rücken.

Es war weder Cortessa noch ein Straßenheiler, nicht einmal der Besitzer der Villa Suvela, wie Jean vermutet hatte. Vor ihm stand eine Frau in einem mit vielen Stickereien verzierten Wachs-tuchcape, von dem das Wasser herunterströmte. In den Hän-den hielt sie eine alchemische Kugel, und in dem blassen Licht, das selbige verbreitete, konnte Jean sehen, dass sie nicht mehr jung war.

Jean spähte an der Frau vorbei auf die Straße. Keine Kutsche, keine Sänfte, keinerlei Begleitung – nur diesige Nacht und das Pladdern von Regen. Eine Einheimische? Auch eine Bewohnerin der Villa Suvela?

»Ich ... äh ... Kann ich Ihnen behilflich sein, Madam?«

»Ich glaube, wir können uns gegenseitig helfen. Darf ich ein-treten?« Sie hatte eine sanfte, angenehme Stimme, und sie sprach in einem Tonfall, der einem Lashani-Akzent sehr nahe kam, aber dennoch keiner war.

»Wir sind ... Also, es tut mir aufrichtig leid, aber im Moment haben wir ein paar Probleme. Mein Freund ist krank.«

»Ich weiß, dass sie Ihre Möbel mitgenommen haben.«

»Ach was!«

»Ich weiß auch, dass Sie und Ihr Freund ohnehin nicht viel hatten.«

»Madam, ich frage mich, woher Sie dieses Wissen beziehen.«

»Und ich frage mich, ob Sie die Absicht haben, mich hier draußen im Regen stehen zu lassen.«

Jean ließ den Dolch im Ärmel seiner Tunika verschwinden.

»Nun ja, wie ich bereits sagte, ist mein Freund schwer krank. Sie sollten sich darauf gefasst machen ...«

»Ich bin nicht empfindlich.« Kaum dass Jean bereit war nachzugeben, betrat sie die Wohnung und wich elegant zur Seite aus, als er hinter ihr die Tür schloss. »Außerdem besteht bei Gift nur eine Ansteckungsgefahr, wenn man gemeinsam zum Essen eingeladen ist.«

»Wie, zum Henker ... Sind Sie Ärztin?«

»Ganz sicher nicht.«

»Gehören Sie zu Cortessa?«

Darüber lachte die Frau nur und schlug die Kapuze ihres Capes zurück. Sie war ungefähr fünfzig, besaß eine gepflegte Erscheinung, die man in diesem Alter nur durch einen hohen Kostenaufwand erreichen konnte, und ihr Haar hatte die Farbe von trockenem Herbstweizen mit silbernen Strähnen an den Schläfen. Ihre Gesichtszüge waren markant, und ihre großen, dunklen Augen wirkten irgendwie irritierend.

»Hier, halten Sie das.« Sie warf Jean die alchemische Kugel zu, der sie reflexhaft auffing. »Ich weiß, dass man Ihnen auch die Lampen weggenommen hat.«

»Ähem, vielen Dank, aber ...«

»Ach du meine Güte!« Die Frau öffnete die Spange an ihrem Cape und ließ es von ihren Schultern gleiten, während sie in die Wohnung hineinspazierte. Ihre Jacke und der Rock bestanden aus verschwenderisch mit Silberfäden durchwirktem Brokat, und die üppigen silbernen Jabots, die aus den Jackenärmeln herausragten, reichten ihr weit über die Hände. Sie blickte Locke an. »»Krank« scheint noch untertrieben zu sein.«

»Verzeihen Sie mir, wenn ich liegen bleibe«, sagte Locke. »Und dass ich Ihnen keinen Platz anbiete. Und dass ich nicht angezogen bin. Und dass mir ... das alles scheißegal ist.«

»Von Ihrem Charme ist wohl nicht mehr viel übrig geblieben.«

»Von mir ist überhaupt nicht mehr viel übrig geblieben. Wer sind Sie eigentlich?«



Die Frau schüttelte die Regentropfen von ihrem Umhang und deckte Locke mit dem Kleidungsstück zu.

»D-danke.«

»Es ist nicht leicht, mit jemandem eine ernsthafte Unterredung zu führen, dessen Würde beeinträchtigt ist, Locke.«

Im nächsten Augenblick hörte man, wie Jean den Riegel der Wohnungstür vorschob. Dann rannte er ins Zimmer zurück, das Messer in der Hand. Die Lichtkugel warf er auf das Bett, und Locke verhinderte, dass sie auf den Boden kullerte.

»Glauben Sie mir«, knurrte Jean, »mein Sinn für Geheimnis-krämerei ging in dem Moment verloren, als man unser Geld und die Möbel durch diese Tür wegschleppte. Sie erklären mir jetzt sofort, woher Sie diesen Namen kennen, und wenn nicht, werde ich Sie bedenkenlos ...«

»Die Konsequenzen einer derart unüberlegten Tat würden Sie vermutlich nicht überleben, Jean Tannen. Ihr Stolz wäre jedenfalls zweifellos gebrochen. Stecken Sie die Klinge weg.«

»Das könnte Ihnen so passen!«

»Arme Gentlemen-Ganoven«, sagte sie leise. »So weit weg von zu Hause. Aber ständig von uns beobachtet.«

»*Nein*«, flüsterte Jean entgeistert.

»Oh, ihr Götter!«, sagte Locke. Er hustete und schloss die Augen. »*Ihr* seid es. Ich dachte mir, dass ihr früher oder später bei uns hereinschneien würdet.«

»Sie klingen enttäuscht.« Die Frau runzelte die Stirn. »Als wäre es Ihnen nicht gelungen, eine peinliche Begegnung zu vermeiden. Würden Sie wirklich lieber sterben, als sich kurz mit mir zu unterhalten, Locke?«

»Kurze Gespräche mit Soldmagiern gehen nie gut aus.«

»Sie sind schuld daran, dass wir hier sind«, fauchte Jean. »Sie und Ihre Spielchen in Tal Verrar. Ihre verfluchten Briefe!«

»Das stimmt nicht ganz«, entgegnete die Frau.

»Damals auf dem Nachtmarkt konntet ihr uns keine Angst einjagen.« Jean packte das Messer fester, und sogar die Schmerzen

von den Prügeln waren auf einmal vergessen. »Und ihr macht uns auch jetzt keine Angst, verdammt noch mal!«

»Das bedeutet nur, dass ihr nicht wisst, mit wem ihr es zu tun habt.«

»Ich denke, ich kann euch ganz gut einschätzen. Und ich scheiße auf eure verfluchten *Prinzipien!*«

Er stürzte sich auf sie, und sie kehrte ihm den Rücken zu. Sie bekam keine Gelegenheit zu sprechen oder eine Geste mit den Händen zu vollführen; er schlang ihr seinen linken Arm um den Hals und rammte ihr den Dolch mit voller Wucht direkt zwischen die Schulterblätter.

## 11

Im ersten Moment spürte Jean das warme Fleisch der Frau unter seinem Arm, doch die Klinge stieß ins Leere.

Jean hatte es in seinem Leben schon mit vielen flinken Gegnern zu tun gehabt, doch zum ersten Mal traf er auf einen, der sich bei seiner Berührung in Luft auflöste. Das war nicht Schnelligkeit, das war Hexerei.

Er hatte seine Chance vertan.

Scharf sog er die Luft ein, und ein eisiger Schauer lief ihm über den Rücken. Es war das altvertraute Gefühl, wenn er einen Fehler gemacht hatte und jeden Moment der Gegenangriff erfolgen konnte. Sein Puls hämmerte wie eine Trommel in seinem Kopf, und er wappnete sich gegen eine schmerzhaft Vergeltungsmaßnahme.

»Ach«, hörte er hinter sich die milde Stimme ihres Gastes. »Für wie töricht halten Sie mich eigentlich, Jean Tannen? Hatten Sie geglaubt, ich würde mich einem starken Mann, der zudem einen Groll gegen meinesgleichen hegt, einfach so ausliefern?«

Langsam drehte Jean sich um und sah, dass die Frau jetzt circa sechs Schritte von ihm entfernt stand, am Fenster, wo sich früher der Tisch mit der Wäsche befunden hatte.

»Ihr richtiger Name befindet sich in meiner Gewalt wie ein Vogel in einem Käfig«, fuhr sie fort. »Ihre Hände und Augen werden Sie täuschen, wenn Sie versuchen, mir ein Leid anzutun.«

»Götter«, stöhnte Jean, von einem jähen Gefühl der Frustration und Erschöpfung überwältigt. »Müssen Sie mit Ihrer Beute auch noch spielen?« Er hockte sich auf die Kante von Lockes Bett und warf das Messer so, dass es wippend im Holz der Borddielen stecken blieb. »Bringen Sie mich doch einfach um, wie jeder normale Mensch es tun würde. Ich will nicht Ihr Spielzeug sein.«

»Was wollen Sie dann sein?«

»Ein wehrloses Opfer. Ich halte still und lasse mich von Ihnen töten. Bringen Sie's hinter sich.«

»Wieso gehen Sie davon aus, dass ich beabsichtige, Sie zu ermorden?«

»Wenn Sie keinen Mord im Sinn haben, dann bestimmt etwas viel Schlimmeres.«

»Ich habe nicht vor, Sie beide zu töten. Ich werde keinen von Ihnen umbringen. Niemals.« Die Frau faltete ihre Hände vor der Brust. »Die Tatsache, dass Sie noch am Leben sind, dürfte Ihnen als Beweis doch genügen. Wenn ich hierhergekommen wäre, um Sie zu töten, hätten Sie mich nicht daran hindern können. Oder sind Sie anderer Ansicht?«

»Ihr seid auch keine Götter«, meldete sich Locke mit schwacher Stimme zu Wort. »Vielleicht sind wir euch hilflos ausgeliefert, aber es gab mal einen von euch, den hatten *wir* in der Hand.«

»Soll das so etwas wie eine Drohung sein? Wollen Sie mich daran erinnern, dass Sie rein zufällig zugegen waren, als der Falkner die Konsequenzen seiner durch und durch falschen Entscheidung am eigenen Leib zu spüren bekam?«

»Wie geht es dem lieben Falkner denn zurzeit?«, erkundigte sich Locke.

»Er wird gut gepflegt. In Karthain.« Die Frau seufzte. »Er befindet sich noch immer in dem Zustand, in dem Beauftragte von Camorr ihn heimbrachten. Er hat den Verstand verloren und liegt im Koma.«

»Er schien auf Schmerzen nicht gut zu reagieren«, meinte Jean.

»Glauben Sie, Ihre Folterungen hätten ihn in den Wahnsinn getrieben?«

»An unserer Konversation kann es nicht gelegen haben«, versetzte Locke.

»Sein wahres Problem ist selbstverschuldet. Wissen Sie, wir können unseren Geist so manipulieren, dass wir gegenüber physischen Leiden unempfindlich werden. Doch diese Kunst bedarf der Vorsicht. Es ist extrem gefährlich, sie in großer Eile anzuwenden.«

»Freut mich, das zu hören«, sagte Locke. »Das heißt, als er versuchte, vor den Schmerzen zu fliehen ...«

»Sperrte sein Geist sich ein, in einen Nebel, den er selbst geschaffen hat«, erklärte die Frau. »Und deshalb gelang es uns nicht, ihn wieder genesen zu lassen.«

»Herrlich«, sagte Locke. »Im Grunde interessiert es mich nicht, wie oder warum es passiert ist, ich bin nur froh, dass es dazu kam. In der Tat möchte ich den Rest eurer Loge dazu ermutigen, von diesem Talent überstürzt Gebrauch zu machen.«

»Sie tun vielen von uns unrecht«, erwiderte die Frau.

»Sie Luder, wenn ich nur könnte, würde ich Ihnen das Herz aus der Brust reißen und damit Handball spielen«, sagte Locke hustend. »So möchte ich mit jedem einzelnen von euch umspringen. Ihr bringt frei nach Belieben Menschen um, und wer euch dafür zur Rechenschaft ziehen will, dem versaut ihr das Leben.«

»Dafür verachten Sie uns. Aber wenn Sie uns so sehen, muss das für Sie doch sein, als blickten Sie in einen Spiegel.«

»Ja, ich verachte euch«, betonte Locke und versuchte, sich hinzusetzen. »Weil ihr die Menschen umgebracht habt, die meine Freunde waren ... Calo und Galdo, Bug, Nazca und Ezri. Und weil wir euretwegen unsere Zeit in ... Tal Verrar ... verschwenden haben.« Zitternd und mit rotem Gesicht ließ er sich wieder auf das Bett fallen.

»Sie beide sind Mörder und Diebe«, sagte die Frau. »Wohin Sie auch gehen, hinterlassen Sie eine Spur aus Chaos und Empörung. Sie haben mindestens eine Regierung gestürzt und den Niedergang einer anderen aus sentimentalischen Gründen verhindert. Und Sie wagen es, uns wegen unseres Verhaltens zu verdammen?«

»Ja, das tun wir«, entgegnete Jean. »Und die Sache mit Ezri nehme ich sehr persönlich.«

»Ohne unsere Einmischung hätten Sie diese Frau niemals kennengelernt, wären niemals zur See gefahren.«

»Das kann keiner wissen ...«

»Für sämtliche Schicksalsschläge, die Sie getroffen haben, machen Sie uns verantwortlich. Die glücklichen Fügungen hingegen gehen nicht auf unser Konto?«

»Ich ...«

»Wir sind hier und da eingeschritten, Jean, aber Sie schmeicheln sich, wenn Sie annehmen, dass wir Sie auf Schritt und Tritt begleiten. Die Frau starb in einem Kampf, und wir hatten nichts damit zu tun. Dass Sie sie verloren haben, tut mir leid.«

»Sind Sie überhaupt *fähig*, Mitleid zu empfinden?«

Die Frau näherte sich Jean und streckte die rechte Hand aus. Er musste all seine Selbstbeherrschung aufbringen, um nicht zurückzuweichen. Dann stand er auf und starrte finster auf sie hinunter, während sie ihre warmen Finger sachte auf seine Wange legte.

»Die Zeit ist kostbar«, sagte sie. »Ich hebe den Bann, mit dem ich Sie belegt habe, auf, Jean Tannen. Jetzt berühre ich Sie mit meinem *echten* Fleisch. Wenn Sie versuchen, mir ein Leid

anzutun, könnte ich Sie *vielleicht* daran hindern, doch nun ist der Ausgang weniger sicher. Was werden Sie also tun? Müssen wir miteinander kämpfen, oder können wir uns unterhalten?«

Jean zitterte. Der Wunsch, sie beim Wort zu nehmen und zu vernichten, brannte in ihm wie ein lodernendes Feuer. Er würde so schnell zuschlagen müssen wie noch nie in seinem Leben und so fest, wie seine Muskeln und Sehnen es erlaubten. Er wollte ihr den Schädel zerschmettern, sie erwürgen, sich mit der ganzen Kraft seines Körpers auf sie werfen und zu den Göttern beten, dass er genug Schaden anrichtete, um jedes ihrer Worte oder jede Geste, mit der sie ihn stoppen konnte, zu unterbinden.

Eine ganze Weile standen sie sich reglos und voller Anspannung gegenüber, Auge in Auge. Dann schnellte seine rechte Hand vor und schloss sich mit brutaler Kraft um ihr linkes Handgelenk. Er konnte die dünnen Knochen unter der dünnen Haut fühlen, und er wusste, dass er mit einer einzigen raschen Drehung ...

Die Frau zuckte vor Schmerz zusammen. Echte Angst flackerte in ihren Augen auf, ehe ihre ungeheure Selbstbeherrschung wieder die Oberhand gewann und die Anwendung menschlicher Schwäche verdrängte. Aber sie hatte sich wirklich gefürchtet, die Angst war genauso real gewesen wie ihr Fleisch unter seinen Fingern. Jean lockerte seinen Griff, schloss die Lider und stieß langsam den Atem aus.

»Verdammt will ich sein«, sagte er. »Aber ich glaube nicht, dass Sie mich belügen.«

»Das hier ist sehr wichtig«, flüsterte sie.

Jean ließ seine rechte Hand, wo sie war, und streifte mit der linken die silbernen Spitzenrüschen zurück, die aus dem Jackenärmel herausgingen. Um das Handgelenk der Frau waren schwarze Ringe tätowiert, präzise Linien auf blasser Haut.

»Fünf Ringe«, kommentierte Locke. »Je mehr Ringe, umso besser, habe ich gehört. Wie viele könnt ihr überhaupt haben?«

»Höchstens fünf«, antwortete die Frau mit der Andeutung eines Lächelns.

Jean gab ihren Arm frei und trat einen Schritt zurück. Sie hob die linke Hand, hielt sie an ihre Schläfe und strich mit den Fingern der anderen Hand leicht über die Tätowierungen. Das Schwarz verwandelte sich in Silber, und dieses Silber bewegte sich, als trüge sie Armreifen aus flüssigem Mondlicht.

Während Jean auf diesen unheimlichen Glanz starrte, spürte er einen kalten Juckreiz hinter seinen Augen, und die Fingerspitzen seiner rechten Hand fühlten sich an, als presste sich etwas dagegen. Er taumelte, und in seinem Kopf blitzten Bilder auf – Mengen von heller Seide; Nadeln, die unentwegt zarte Spitze durchstachen; die ausgefranste Kante eines Tuchs, das sich auflöste. Der Druck an seinen Fingern stammte tatsächlich von einer Nadel, die sich auf und ab bewegte, in einem endlosen, gleichförmigen Tanz über das Tuch ...

»Oh«, murmelte er und legte die Hand an seine Stirn, als die Empfindungen nachließen. »Was, zum Henker, war das?«

»Das war ich«, antwortete die Frau. »Sozusagen. Kennen Sie das Gefühl, wenn man sich an einen Menschen erinnert, da man glaubt, den Duft seines Tabaks oder Parfüms zu riechen? Oder wie man sich auf einmal einbildet, man könne seine Haut fühlen? Tiefsitzende Erinnerungen ohne Worte?«

»Allerdings«, sagte Locke und massierte seine Schläfen. Jean nahm an, dass er auf irgendeine Weise gleichfalls an dieser flüchtigen Vision teilgenommen hatte.

»In meiner Gemeinschaft sprechen wir von Geist zu Geist miteinander. Durch solche Empfindungen ... kündigen wir uns an. Wir formen Bilder aus bestimmten Erinnerungen oder Leidenschaften. Und diese Abbildungen nennen wir *Siglen*.«

Sie schob die Spitzenrüschen wieder über ihr Handgelenk, dessen schwarze Tätowierungen ihren geisterhaften Glanz verloren hatten, und lächelte. »Jetzt, da ich Ihnen meine Sigle gezeigt habe, werden Sie sicher nicht mehr erschrecken, sollte ich

es jemals wieder für nötig erachten, mit Ihnen von Geist zu Geist zu sprechen, statt meine Stimme zu benutzen.«

»Was genau seid ihr eigentlich, verflucht noch mal?«, fragte Jean.

»Es gibt vier von uns«, erwiderte die Frau. »In einer idealen Welt sollten wir die weisesten und mächtigsten Mitglieder des Fünften Kreises sein, aber zumindest wohnen wir in den größten Häusern.«

»Ihr herrscht über die Soldmagier«, staunte Locke.

»Herrschen« ist ein zu starker Ausdruck. Hin und wieder gelingt es uns, das totale Chaos abzuwenden.«

»Wie heißen Sie?«

»Patience.«

»Geduld? Würden Sie gegen ein Gesetz verstoßen, wenn Sie uns Ihren Namen jetzt verraten?«

»Nein, so werde ich genannt. Patience.«

»Im Ernst? Ihre Gruppe muss ja eine ziemlich hohe Meinung von Ihnen haben.«

»Es hat nichts zu bedeuten. Ein Mädchen namens Violet ist ja auch nicht von violetter Farbe. Es ist ein Titel. *Archedama Patience*. Was ist, sind wir zu dem Schluss gelangt, dass hier kein Mord passieren wird?«

»Ich denke, das hängt ganz davon ab, worüber Sie mit uns sprechen wollen«, meinte Jean.

»Ich möchte über Sie beide sprechen«, sagte Patience. »Seit geraumer Zeit beschäftige ich mich mit Ihren Angelegenheiten. Ich begann mit den Fragmenten, die ich aus den Erinnerungen des Falkners ziehen konnte. Unsere Agenten holten seine Sachen aus Camorr, nachdem er ... verkrüppelt wurde. Darunter befand sich ein Messer, das früher einer von Anatolius' Schwestern gehört hatte.«

»Und an dem Messer klebte mein Blut«, fiel Jean ihr ins Wort.

»Dadurch konnten wir Ihre Spur leicht verfolgen.«

»Und dadurch versauten Sie unser Leben.«



»Ich möchte, dass Sie wissen«, sagte Patience, »wie *wenig* Sie wissen. In Tal Verrar habe ich Ihnen beiden das Leben gerettet.«

»Komisch, ich kann mich nicht entsinnen, Sie dort gesehen zu haben«, entgegnete Jean.

»Der Falkner hat Freunde«, sagte Patience. »Gefolgsleute, Mitläufer, Handlanger. Trotz seiner vielen Fehler war er sehr beliebt. Sie haben erlebt, welche unterhaltsamen Tricks sie auf dem Nachtmarkt abgezogen haben. Aber mehr habe ich ihnen nicht erlaubt. Ohne meine Intervention hätten sie Sie getötet.«

»Sie nennen diesen Mist ›unterhaltsam‹«, sagte Jean. »Aber diese Sache in Tal Verrar hat uns verdammt in Schwierigkeiten gebracht.«

»Immer noch besser als der Tod«, erwiderte Patience. »Und ich ließ Ihnen gegenüber mehr Gnade walten, als Sie in Anbetracht der Umstände wohl erwarten durften.«

»Umstände?«

»Der Falkner war arrogant, boshaft, fehlgeleitet. Er handelte, um einen Vertrag zu erfüllen, einen Kontrakt, dessen Einhaltung wir als eine heilige Pflicht betrachten, doch ich will nicht abstreiten, dass er mit einer übertriebenen Brutalität vorging, die gar nicht nötig gewesen wäre.«

»Er wollte dazu beitragen, Hunderte von Menschen in seelenlose Hüllen zu verwandeln. Als wäre das nicht schon brutal genug«, meinte Jean.

»Diese Menschen waren Bestandteil des Vertrags. Sie und Ihre Freunde hingegen nicht.«

»Na ja, wenn das so was wie eine Entschuldigung sein soll, dann fahren Sie zur Hölle«, sagte Locke hustend. »Von mir aus können Sie sich ruhig für eine humane alte Hexe halten, es interessiert mich nicht. Es ist mir auch egal, auf welche Weise oder warum der Falkner den Verstand verlor. Wenn ich mehr Zeit hätte, würde ich jede Sekunde davon nutzen, um ihn bluten zu lassen. Was er bekam, war nur ein Hauch dessen, was er wirklich verdient hat.«

»Sie haben ja keine Ahnung, wie recht Sie haben Locke. Sie haben absolut recht.« Patience faltete die Hände und seufzte.  
»Keiner weiß das besser als ich. Immerhin ist der Falkner mein Sohn.«

## Zwischenspiel

### *Das Mädchen, das nicht ertrank*

#### 1

Locke Lamoras Horizont erweiterte sich im Sommer des sieben- undsiebzigsten Jahres von Sendovani. Es war der Sommer, nachdem Beth verschwunden war, der Sommer, in dem der Lehrherr der Diebe ihn loswerden wollte und an Vater Chains verkaufte, den berühmten Priester ohne Augen des Tempels des Perelandro. Auf einen Schlag war er seiner alten Sorgen und Nöte ledig, doch diese wurden ersetzt durch tägliche neue Überraschungen.

»Und was ist, wenn ein Priester oder eine Priesterin eines anderen Ordens vorbeikommt?«, fragte Chains, während er die weiße, mit einer Kapuze versehene Kutte richtete, die die Sanza-Zwillinge Locke gerade über den Kopf gezogen hatten.

»Ich mache das Zeichen des ... gemeinsamen Dienstes.« Locke umfasste seine linke Hand mit der rechten und neigte den Kopf, bis er beinahe seine Daumen berührte. »Und ich spreche nur, wenn ich etwas gefragt werde.«

»Gut. Und wenn dir ein Initiand eines anderen Ordens über den Weg läuft?«

»Ich gebe den Segen, der bewirken soll, dass sämtliche Ärgernisse hinter ihnen bleiben.« Locke streckte die rechte Hand aus, mit der Innenfläche nach oben, und vollführte eine Geste, als wolle er etwas über seine linke Schulter werfen.

»Und?«

»Äh ... wenn ich begrüßt werde, erwidere ich den Gruß ... und sage sonst gar nichts?«

»Was ist, wenn du einem Initianden des Perelandro begegnest?«

»Ich grüße auf jeden Fall?«

»Du hast etwas ausgelassen.«

»Äh. Ach ja. Ich mache das Zeichen des gemeinsamen Dienstes. Grüße auf jeden Fall. Ich unterhalte mich ... freundlich mit Initianden und halte bei ... Höhergestellten die Klappe.«

»Und was ist mit den alternativen Zeichen, falls es an einem Tag der Buße regnet?«, fragte einer der Sanza-Zwillinge.

»Äh ...« Locke hüstelte nervös hinter vorgehaltenen Händen. »Ich weiß nicht ... Ich bin mir nicht sicher ...«

»Es gibt keine alternativen Zeichen, falls es an einem Tag der Buße regnet. Und auch nicht für irgendwelche anderen Tage«, murmelte Chains. »Na also, jetzt siehst du glaubwürdig aus. Und ich denke, du beherrschst die Rituale so gut, dass wir dich getrost nach draußen schicken können. Nicht schlecht für vier Tage Lernen. Die meisten Initianden brauchen ein paar Monate, ehe sie bis zehn zählen können, ohne die Schuhe auszuziehen.«

Chains stand auf und rückte seine eigene weiße Kutte gerade. Er und die Jungen befanden sich im Allerheiligsten des Tempels des Perelandro, einem modrigen, höhlenartigen Raum, der nicht nur von der Bedürfnislosigkeit der Anhänger Perelandros kündete, sondern auch belegte, dass sie offenbar immun gegen den Gestank von Schimmel waren.

»Nun denn«, sagte Chains, »Blödmann rechter Hand und Blödmann linker Hand – holt die Utensilien, denen ich meinen Namen verdanke.«

Calo und Galdo flitzten zu der Wand, vor der die rein zereemoniellen Ketten ihres Meisters lagen. Diese waren an einer in den Stein eingelassenen, wuchtigen Stahlplatte befestigt. Die Jungen rannten um die Wette, als sie die Ketten über den Boden

